

Sustainable Mozart
Kunst, Kultur und Nachhaltigkeit

Impressum

Sustainable Mozart. Kunst, Kultur und Nachhaltigkeit

Medieninhaber und Herausgeber: Mozart 2006 Salzburg,

Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen (JBZ), Österreichisches Lebensministerium

Redaktion: Hans Holzinger, Walter Spielmann (JBZ)

Gestaltung: JBZ-Verlag/Holzinger

Cover: Mozart 2006 Salzburg.

Bildnachweise: s. S. 223

Verlag: JBZ-Verlag, Robert-Jungk-Platz 1, 5020 Salzburg. Tel. 0043.662.873206

Erscheinungsjahr: 2007

Erstauflage: 2000 Stk.

www.jungk-bibliothek.at

www.mozart2006.at

ISBN: 978-3-9501181-2-4

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhalt

Vorwort

<i>Gabi Burgstaller, Landeshauptfrau von Salzburg</i>	5
<i>Heinz Schaden, Bürgermeister der Stadt Salzburg</i>	7
<i>Julius Schmalz, Wirtschaftskammer Salzburg</i>	9

Warum Sustainable Mozart?

<i>Projektteam</i>	11
--------------------	----

Warum nicht Sustainable Mozart?

Peter Huemer

Sind verwöhnte Kulturen zur Nachhaltigkeit zu bewegen? 17

<i>Wolfgang Sachs: Die Kunst der Einfachheit</i>	19
<i>Franz Fischler: Wider das Wegschauen</i>	25
<i>Diskussion</i>	29

Die Kunst, in die Zukunft zu handeln.

Nachhaltigkeit als ästhetisches Prinzip. 51

<i>Olaf Schwencke: Die Kunst, gemeinsam in die Zukunft zu handeln</i>	53
<i>Friedhelm Mennekes: Über die Nachhaltigkeit durch Kunst</i>	60
<i>Peter Ruzicka: Was wäre gewesen, wenn Mozart länger gelebt hätte?</i>	67
<i>Diskussion</i>	73

Event oder Tiefgang? Auf der Suche nach einer neuen Diskurskultur 79

<i>Barbara Frischmuth: Der andere Blick auf uns selbst</i>	81
<i>Antonin J. Liebm: Die moderne Figur des Schaustellers</i>	90
<i>Kurt Palm: Mozart, Markt und Diskurskultur</i>	99
<i>Diskussion</i>	113

Sustainable Cultour

Kultur als Wirtschafts- und Standortfaktor 123

LH Wilfried Haslauer: Kultur ist mehr als Standortmarketing 125
Andrew Blackwell: Kulturveranstaltungen als „Greening Events“ 127
Günter Rhombert: Das Beispiel „Bregenzer Festspiele“ 133
Heinrich Spängler: Das Beispiel „Salzburger Festspiele“ 139
Diskussion 143

Kultur und Kunst

als Impulsgeberinnen für Zukunftsfähigkeit 149

Dieter Kramer: Ästhetik der Subsistenz 151
Adolf Muschg: Der Markt darf nicht alles sein 169
Kurt-Jürgen Maaß: Fünf Dimensionen von Zukunftsfähigkeit 176
Diskussion 181

Anhang 199

Werner Riemer: Kultur und Nachhaltigkeit.
Zur Genese einer Fragestellung 201
Rita Trattnigg, Lebensministerium
Nachhaltigkeit als kulturveränderndes Projekt.
Ein Nachwort mit Ausblick 212

Salzburger Thesen: Kultur und Nachhaltigkeit 215

Mitwirkende 220
Projektteam 223
Robert-Jungke-Bibliothek für Zukunftsfragen 224

Vorwort

Gabi Burgstaller, Landeshauptfrau von Salzburg

In der erfreulichen Vielfalt von Veranstaltungen, Initiativen und Ereignissen rund um das Mozart-Jahr 2006 nahm das Projekt „Sustainable Mozart“ einen besonderen Stellenwert ein. Es hat eine der Grundfragen gegenwärtiger und zukünftiger Gesellschaften spannend abgehandelt: die Möglichkeiten von Kunst und Kultur, auch von politischem Handeln in einer zunehmend vernetzten und globalisierten Welt. Franz Josef Radermacher, einer der Initiatoren des Global Marshall Plan hat gemeint, unser Planet wäre aus der Balance geraten. Folgt man dieser These, so muss eine der wichtigsten Aufgaben von Kunst und Kultur und einer verantwortungsvollen Politik darin bestehen, diese Schieflagen zu erkennen, sie auszugleichen und die Balance wieder herzustellen, sei es die soziale, die ökologische und ökonomische Balance, das bedarf natürlich auch einer ästhetischen und künstlerischen Entsprechung.



Ich möchte den spezifischen Anteil der Politik konkretisieren, denn Politik muss die Frage nach den „Machbarkeiten“ stellen und beantworten. Wie kann auf die globale Verantwortung auf Landesebene reagiert werden? Klar ist, dass Politik weder die Aufgaben der anderen gesellschaftlichen Akteure an sich ziehen kann und darf, noch soll sie sich auf das bloße Setzen rechtlicher Rahmenbedingungen zurückziehen. „Nachhaltigkeit“ ist meiner Überzeugung nach die Richtung, die wir mit unseren Lösungen einschlagen müssen – und zwar auf allen Ebenen politischen Handelns. So hat der Landtag einen Beschluss zur Unterstützung der „Global Marshall Plan-Initiative“ gefasst.

Umwelt.Service.Salzburg, eine gemeinsame Beratungs- und Informationsinitiative für Umwelt und Nachhaltigkeit des Landes, der Wirtschaftskammer und des Lebensministeriums, wird Umsetzungsmaßnahmen im Rahmen der „Corporate Social Responsibility Initiative“ in der Wirtschaft durch Beratungsleistungen unterstützen.

Diese Aktivitäten sind erste Mosaiksteine Salzburgs auf dem Weg zur Bewältigung künftiger Herausforderungen. Gefordert ist zudem eine konzertierte und integrierte Herangehensweise, das strukturierte Einbringen aller Dimensionen der Nachhaltigkeit in die jeweiligen Sektoren. Das bedeutet längerfristig einen Kulturwandel auch des politischen Denkens und Handelns, wie er in Teilen der Wirtschaft bereits festzustellen ist. Eine Arbeitsgruppe wird bis Ende des Jahres 2006 der Landesregierung ein Gesamtkonzept zur Umsetzung Nachhaltiger Entwicklung in Salzburg – unter besonderer Beachtung der Aspekte der Globalisierung – vorlegen.

Letztlich, und lassen Sie mich das als Zukunftsvision formulieren, soll Salzburg zu einer *europäischen Modellregion für Nachhaltige Entwicklung* werden. Sustainable Mozart wäre dafür ein kreatives Salzburger Motto, denn wir empfinden jeden Beitrag aus Kunst und Kultur als Bereicherung. Die vorliegende Publikation, die Einblick in einen lebendigen und offenen Dialog in vielerlei Hinsicht und auf mehreren Ebenen bietet, leistet dazu einen wichtigen Beitrag.

Mag.^a Gabi Burgstaller
Landeshauptfrau von Salzburg

Vorwort

Heinz Schaden, Bürgermeister der Stadt Salzburg

Das Mozart-Jahr 2006 neigt sich nun dem Ende zu und hat künstlerisch wie touristisch neue Maßstäbe gesetzt. Uraufführungen, Opern, Konzerte, Kongresse, Workshops, Ausstellungen etc. haben für Kunstinteressierte das Jahr zu einem besonderen Fest gemacht. Die Hotellerie und Gastronomie durfte sich über einen regen Zuspruch von internationalen Gästen freuen. Alleine die Stadt Salzburg verzeichnete dieses Jahr Nächtigungszuwächse um die 20 Prozent. Die internationale Berichterstattung von Fernsehteams, Radiostationen und Printmedien trug Bilder, Eindrücke und Szenen aus Salzburg um die gesamte Welt. Die Zahl der Veranstaltungen ist kaum überschaubar, das Jahr 2006 war eine gelungene und würdige Hommage an den wohl berühmtesten Salzburger der Welt.



Das Mozart-Jahr wird mit der Aufführung des Requiems am 5. Dezember endgültig ausklingen und es stellt sich die Frage: *Was bleibt?*

Zunächst einmal bin ich optimistisch, dass Salzburg auch in den nächsten Jahren von dem Erfolg der Veranstaltungen, der damit verbundenen Aufmerksamkeit und Werbung profitieren wird. Salzburg hat sein Profil als *die* Mozartstadt geschärft und zweifelsohne einen Imagegewinn erzielt. Für die Kulturstätten konnte im Sog des Mozart-Jahres vieles erreicht werden. Die Große Universitätsaula, das neue Mozarteum, das Haus für Mozart, der Neubau des Musikum - all diese Investitionen werden für die nächsten Jahre eine wichtige Bereicherung der Kulturszene Salzburgs sein. Durch die gezielte Jugendarbeit und

Veranstaltungsserien für Kinder während des Mozart-Jahres wurde der kulturinteressierte Nachwuchs angesprochen und hoffentlich für *die Zukunft begeistert und mit der Liebe zur Kunst und Musik „infiziert“*.

Was aber viel bedeutender ist: Eine eigene Veranstaltungsserie hat sich mit der Nachhaltigkeit des Mozart-Jahres auseinander gesetzt. "Sustainable Mozart" hat an fünf Abenden sowie in einem Workshop mit KünstlerInnen über die Verbindung von Kunst und Kultur mit dem Metathema Nachhaltigkeit diskutiert. Ich bedanke mich bei den Organisatoren dieser Veranstaltung und bei den Herausgebern des vorliegenden Buches. Die Ergebnisse der Diskussionen können damit auf den folgenden Seiten nachgelesen werden und: es darf auch weiter über die aufgeworfenen Kernfragen nachgedacht werden.

Nachhaltigkeit als politisches und wirtschaftliches Konzept kann nicht ohne geistig-kulturellen Überbau umgesetzt werden. Die Einbindung von Kunst, Kultur, Philosophie und Wissenschaft in den sehr an der Materie orientierten Diskurs um Ressourcen war somit ein gelungener Beitrag zum Mozart-Jahr.

Dr. Heinz Schaden
Bürgermeister von Salzburg

Vorwort

KommR Julius Schmalz

Präsident der Wirtschaftskammer Salzburg

Das Wort „Nachhaltigkeit“ gehört seit geraumer Zeit wohl zu den am meisten gebrauchten Begriffen im Zusammenhang mit der ökonomischen und ökologischen Diskussion. Wesentlich erscheint mir jedoch, dass sich gerade in den letzten Jahren eine breite Akzeptanz dahingehend entwickelt hat, den Nachhaltigkeitsbegriff ganzheitlich und alle Gesellschaftsbereiche umfassend zu verstehen. Nachhaltigkeit beinhaltet daher, wie dies etwa im „Tutzinger Manifest“ zum Ausdruck gebracht wird, auch eine kulturelle Herausforderung und Dimension im sozialen Kontext. Diese ganzheitliche Betrachtung von „Nachhaltigkeit“ erfordert somit die verstärkte Einbeziehung kultureller Gestaltungsformen in die gesamtgesellschaftliche Suche nach zukunftsorientierten Lebens- und Wirtschaftsweisen.



So sind Kunst und Kultur nicht nur ein Teil des wirtschaftlichen Leistungsprozesses und ein ökonomischer Standortfaktor von ständig wachsender Bedeutung, vielmehr sind sie bei der gesamten Beurteilung eines Wirtschaftsraumes als wesentliche Komponenten einer höheren Lebensqualität anzusehen, was gerade für den Wirtschaftsstandort Salzburg in besonderem Maße zutrifft. So wie nur ein nachhaltiges Wirtschaften langfristig, d.h. auch künftigen Generationen einen qualitativen Wohlstand in einer intakten Umwelt sichert, bedeutet künstlerisches Schaffen im Rahmen eines ganzheitlichen, auch die Kultur in allen ihren Ausprägungen umfassenden Nachhaltigkeitsbegriffes die volle Entfaltung der schöpferischen

Kräfte und das Hervorbringen dauerhafter ideeller Werte, die letztlich Ausdruck einer Weiterentwicklung der Gesellschaft jenseits der materiellen Güterproduktion sind.

Wohl mit keinem anderen Künstler als W. A. Mozart kann der Beweis so eindrucksvoll erbracht werden, dass die Kunst ein unverzichtbarer Bestandteil eines nachhaltigen, generationenübergreifenden Gesellschaftsmodells ist. Sein so unglaublich reichhaltiges und universelles Werk ist nicht nur bis heute von singulärer Bedeutung und zeitloser Gültigkeit geblieben; vielmehr vermittelt uns W. A. Mozart mit seiner Musik, vor allem mit seinem Opernschaffen, in geradezu völkerverbindender Weise auch Werte, wie etwa Toleranz, Brüderlichkeit oder Solidarität, die gerade heute von besonderer gesellschaftlicher und politischer Relevanz sind.

Es ist das große Verdienst der Veranstalter der Diskussionsreihe „Sustainable Mozart“, dass diese Zusammenhänge verdeutlicht wurden und damit ein wesentlicher Beitrag zur Darstellung der kulturellen und künstlerischen Dimension von Nachhaltigkeit geleistet worden ist. Dafür gebührt den Initiatoren und allen Mitwirkenden aufrichtiger Dank und Anerkennung.

Anmerkung der Herausgeber: Die Wirtschaftskammer Salzburg war Dachsponsor von Sustainable Mozart. Kunst, Kultur und Nachhaltigkeit.

Warum Sustainable Mozart?

„Für mich ist ein Realist jemand, der nicht nur das, was es schon gibt sieht, sondern auch das, was sich erst leise ankündigt.“ So der Zukunftsdenker und Ehrenbürger der Stadt Salzburg *Robert Jungk* in einem Interview mit *Gerhard Mortier* anlässlich eines von der Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen im Jahr 1992 ausgerichteten Symposiums zum Thema „*Mozartische Zukunft*“. Auf die Frage Mortiers, wie es gelingen könne, auch die jüngere Generation für die Kunst, speziell auch für die Salzburger Festspiele, zu gewinnen, meinte Jungk damals, dass es den Mut brauche, Kunst und Kultur zuzulassen, die „die Gesellschaft in Frage stellt und auf die Gefahren deutet, die eine Wohlstandsgesellschaft heraufbeschwört.“¹⁾

Anlässlich des Mozart-Jahres 2006 wurde die Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen von „Mozart 2006 Salzburg“ beauftragt, eine Auseinandersetzung mit der Rolle, den Aufgaben, den Möglichkeiten und Chancen von Kunst und Kultur in Bezug auf nachhaltige Entwicklung anzuregen. Die vorliegende Publikation dokumentiert die Ergebnisse dieser Auseinandersetzung, die in einer fünfteiligen Diskussionsreihe von Februar bis Juni 2006 unter dem Motto „Sustainable Mozart“ stattgefunden hat.

„*Sustainable Mozart*“ - Der Begriff mag irritieren, manche gar vor den Kopf stoßen. Aber das war gewollt: „*Mozart*“ als Bild, als Chiffre für Kultur, „*Sustainability*“ als jener Begriff, der in der internationalen Debatte seit der großen UN-Konferenz für Umwelt und Entwicklung in Rio de Janeiro für die Zukunftsherausforderungen in der Welt des 21. Jahrhunderts steht.

**Mozart
als Chiffre
für Kultur,
Sustainability
als jener Begriff,
der für die
Zukunftsheraus-
forderungen im
21. Jahrhundert
steht.**

**Nachhaltigkeit
erfordert wirtschaftliche und
politische Weichenstellungen,
sie hat aber auch
mit unserem
Wertesystem
zu tun.**

„*Nachhaltigkeit*“ – so die deutsche Übersetzung für „Sustainability“ – bedeutet die Wahl von Wirtschafts- und Lebensweisen, die sicherstellen, dass auch spätere Generationen noch über intakte Lebensgrundlagen verfügen. Und die sicherstellen, dass alle ErdenbürgerInnen zumindest ihre Grundbedürfnisse befriedigen und ein Leben in Würde führen können. Ein Ziel, von dem wir weit entfernt sind. Es geht um sparsamen Umgang mit begrenzten Ressourcen, die Reduzierung von Umweltemissionen, den Stopp des Klimawandels sowie den Erhalt der Artenvielfalt der Natur. Es geht aber auch und insbesondere um *gesellschaftliche und wirtschaftliche Nachhaltigkeit*, um Rahmenbedingungen, die den Menschen – bei uns und anderswo – ein Leben in sozialer Eingebundenheit, in sozialer Sicherheit ermöglichen. Nachhaltigkeit erfordert wirtschaftliche und politische Weichenstellungen, sie hat aber auch mit unserem *Lebensstil*, unserem *Konsumstil*, unserem *Wertesystem* zu tun. Sie hat auch zu tun mit den „Schatten unserer Wohlstandsgesellschaft“, wie es Robert Jungk ausdrückte. Nachhaltigkeit ist somit auch eine zentrale *kulturelle Aufgabe*.

„Der *Dialog mit Kunst und Kultur* kann helfen, Nachhaltigkeit als ein offenes Projekt zu erkennen und als ein Projekt, das auf Vielfalt angewiesen ist. KünstlerInnen als Querdenker und quer Handelnde können dazu beitragen, Transdisziplinarität zu üben und ressortübergreifende Ansätze zu entwickeln.“ So der Deutsche Rat für Nachhaltige Entwicklung im Protokoll der Akteurskonferenz „Kunst, Kultur und Nachhaltigkeit“ am 8. September 2003. Und im *Nachhaltigkeitsbeschluss der Österreichischen Bundesregierung* vom 29. 6. 2004 ist zu lesen: „Nachhaltige Entwicklung bedeutet und fordert Veränderungen. Gelingen kann der

notwendige Wandel nur, wenn wir ihn als ein gesellschaftliches Gesamtprojekt begreifen – als eine umfassend *kulturverändernde, kreative* Aufgabe.“

Kultur und Kunst als Impulsgeberinnen für Zukunftsfähigkeit, Nachhaltigkeit als ästhetisches Prinzip, als Suche nach dem richtigen Maß, Kultur als Antipode zu Event- und Konsumfixierung, Kultur als Wirtschaftsfaktor – diese Themen wurden in den fünf Abenden der Reihe „*Sustainable Mozart*“ durch namhafte, international bekannte Persönlichkeiten aus Kultur, Wirtschaft und Wissenschaft angesprochen.

„*Nachhaltigkeit einmal anders*“ – ließe sich formulieren. Nachhaltigkeit nicht als Suche nach besseren Lösungen für Ressourceneffizienz, neue Technologien oder Energieträger, die dauerhaft sprudeln, etwa wenn uns das Erdöl ausgeht, sondern Nachhaltigkeit als *kulturelle Herausforderung*. Man könnte aber auch sagen: „*Mozart einmal anders*“. Das Sich-Einlassen von Kunst, Kultur, Wissenschaft, Ökologie, Politik, Wirtschaft aufeinander, auf den gemeinsamen Dialog über die sich uns stellenden Zukunftsfragen.

Wir danken dem *Gastgeber* der Reihe, dem Marionettentheater Salzburg, namentlich der Leiterin, Barbara Heuberger. Das Marionettentheater gab den Veranstaltungen einen atmosphärisch äußerst ansprechenden und zum Thema passenden Rahmen. Dank gilt auch den *Finanziers*: Neben Land und Stadt Salzburg sind dies das Lebensministerium sowie die Wirtschaftskammer Salzburg, die maßgeblich die vorliegende Publikation ermöglicht hat. Besonders freuen wir uns, dass die UNESCO – beeindruckt zunächst vom Anliegen und dann auch vom Programm – die Patronanz für die Veranstaltungsreihe übernommen hat.

Der Dialog mit Kunst und Kultur kann helfen, Nachhaltigkeit als ein offenes Projekt zu erkennen und als ein Projekt, das auf Vielfalt angewiesen ist.

Zuletzt ein *editorischer Hinweis*: Die Mehrzahl der Beiträge entspricht Texten, die von den Mitwirkenden in schriftlicher Form zur Verfügung gestellt wurden und die Gedanken der Vorträge bzw. Impulsstatements wiedergeben, teilweise aber weiterführen und vertiefen. Einige der Beiträge wurden von uns transkribiert und von den Vortragenden autorisiert. Die Diskussionen am Podium wie mit dem Publikum werden der besseren Lesbarkeit halber nur in Auszügen wiedergegeben. Sie spiegeln aber – so denken wir – das Ziel der Reihe sehr treffend wider: den Dialog über Kunst, Kultur und eine nachhaltige Gesellschaft zu führen.

Das Projektteam:

*Inge Brodöl
Hans Holzinger
Gunter Sperka
Walter Spielmann
Rita Trattnigg*

November 2006

1) „Für eine Mozartische Zukunft.“ Robert Jungk im Gespräch mit Gerard Mortier. In: *Almanach der Salzburger Festspiele*. Salzburg: Residenz, 1992.

Warum nicht Sustainable Mozart?

Peter Huemer

Als ich eingeladen wurde, die Veranstaltungsreihe „Sustainable Mozart“ zu moderieren, habe ich mich zunächst gefragt, was Mozart mit Nachhaltigkeit zu tun hat. Die beiden Begriffe passen auf den ersten Augenschein nicht zusammen. Meine erste Überlegung war: Mit Mozart kann man alles machen. Es gibt zwei Künstler in der abendländischen Geistesgeschichte, mit denen alles geht: Shakespeare und eben Mozart. Sie sind in jeden nur erdenkbaren Zusammenhang zu stellen und es passt immer. Daher: Warum nicht Sustainable Mozart?

Es gibt aber einen noch triftigeren Grund: Der Begriff der Nachhaltigkeit ist nicht nur ein ökologischer, wiewohl im Zentrum freilich Fragen der Ressourcen, der Emissionen, des Klimawandels usw. stehen. Zu Nachhaltigkeit gehören auch kulturelle, ästhetische Fragen, letztlich auch Fragen unsere Demokratie betreffend. Es geht um unsere Werthaltungen, unser Konsumverhalten, unseren Lebensstil. Die Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen ist daher besonders berufen, sich diesen Zusammenhängen zu stellen.

Die Veranstaltungsreihe mit Mozart in Verbindung zu bringen, macht Sinn, nicht nur, weil wir das Mozart-Jahr feiern und Salzburg eben die Stadt Mozarts ist. Es macht insbesondere deswegen Sinn, weil Mozarts Werk vielfältige Bezüge ermöglicht. *Figaros Hochzeit* ist – so gesehen – die Ankündigung, die Vorausschau auf eine andere, künftige Gesellschaft. *Così fan tutte* lässt sich lesen als traurig-witzige Analyse scheinbar unveränderlicher Konstanten



Zu Nachhaltigkeit gehören auch kulturelle, ästhetische Fragen, letztlich auch Fragen unsere Demokratie betreffend.

menschlichen Seins. Und wenn wir an die *Zauberflöte* denken, dann wissen wir, dass sie das große Werk über die menschliche Vernunft ist – in all deren Vieldeutigkeit. Die Zauberflöte ist das bedeutendste künstlerische Werk der Aufklärung, jenes großen menschlichen Aufbruchs, des „Ausgangs aus selbstverschuldeter Unmündigkeit“. Und gerade das Rätselhafte dieser Oper ist ein Schlüssel: das Vernünftige kann auch gefährlich sein – denn sogar der Gaskrieg schien vernünftig. Und Tschernobyl schien vernünftig. Ehe es explodierte. Und dennoch: die Botschaft Sarastros ist eine Hoffnung – trotz ihrer Gefährlichkeit und unserer Gefährdung. Denn bei Mozart handelt es sich um ein unendlich komplexes Werk.

An den fünf folgenden Abenden geht es ebenfalls um ein komplexes, vielschichtiges Thema. Daher am Schluss meiner Einführung die Hoffnung: Mozart möge unserem Projekt gewogen sein!

1. Sind verwöhnte Kulturen zur Nachhaltigkeit zu bewegen?

Die Kunst der Einfachheit

Wolfgang Sachs

Ich finde es außerordentlich mutig, eine Reihe von Diskussionen unter dem Begriff „Nachhaltigkeit“ anzugehen, einem Begriff, der an Graueit eigentlich nicht zu überbieten ist; mutig zu sagen, dass Umweltpolitik etwas mit dem Schönen und dem Richtigen zu tun hat; mutig, weil wir natürlich bei umweltpolitischen Diskussionen meist umzingelt sind von Prognosedaten, von Quantitäten an Energien, von Nanogrammen an Chemikalien im Wasser, von Energieverbrauchsziiffern und dergleichen mehr. Was sollen da eigentlich Kunst und Kultur? Mir jedoch war der Zusammenhang sehr offensichtlich, weil – so glaube ich – die Umweltbewegung aus einem ästhetischen Protest geboren worden ist.

Was mich als Siebzehnjährigen zur Umweltbewegung gebracht und dann später auch zum Umweltwissenschaftler gemacht hat, hängt mit Ästhetik zusammen. Auf dem Weg zur Schule in meiner Heimatstadt München kam ich immer am Stieglmayerplatz vor der Löwenbrauerei vorbei. Eines Tages musste ich sehen, dass die Kastanienbäume, die den Biergarten ausgemacht hatten, flachgelegt und die Bauarbeiten für einen Autoparkplatz begonnen worden waren. Es gab mir einen Stich. Als Siebzehnjähriger dachte ich damals: Wenn *das* Fortschritt ist, dann ist dieser mit Hässlichkeit erkaufte. Das war nicht nur der Spleen eines Siebzehnjährigen.

Wo immer Menschen sich wehren gegen den Bau neuer Straßen, gegen Chemie in Lebensmitteln, gegen die Errichtung von Atomkraftwerken, tun sie es nicht, weil sie sich in dicken Büchern oder im Internet Daten darüber



Die Umweltbewegung wurde aus einem ästhetischen Protest geboren.

**Menschen
wollen eine
größere Story,
sie wollen Teil
eines größeren
Ganzen sein.**

besorgt hätten, sondern weil sie sich irgendwie beleidigt fühlen, in ihren Sinnen verletzt, auch in dem, was sie für richtig empfinden. Man kann zwar nicht sagen, was das Schöne ist, aber ich glaube, die meisten Öko-Widerstände waren ein Protest gegen das Anti-Schöne, das Hässliche, das Übermäßige, das Unproportionierte. Und es wird deutlich, dass dieser ästhetische Protest zugleich eine ethische Dimension hat. Das Schöne und das Gute hängen zusammen. Darin liegt der tiefere Grund für die Umweltbewegung. Menschen fühlen sich nicht motiviert, wenn ihnen Tabellen vorexerziert werden. Wer glaubt schon an Diagramme? Das geht nicht tief genug. Menschen wollen eine größere Story, sie wollen Teil eines größeren Ganzen, einer größeren Aussicht sein.

Ich möchte Ihnen dazu drei relativ alte Begriffe näher bringen, wenn Sie so wollen, eine Art Meditation darüber anbieten. Ich spreche von den Begriffen „Klugheit“, „Fairness“ und „Lebenskunst“.

Klugheit

Klugheit ist eine klassische Tugend. Was meint sie? Sie ist eigentlich das Gegenteil von Utopie, von vager Hoffnung. Klugheit heißt genau Hinschauen, den realen Gegebenheiten ins Auge blicken, nicht blind sein, sich den Dingen stellen. Klugheit bedeutet zu fragen, wo wir stehen. Das Gegenteil davon wäre Verdrängung – der Unkluge verdrängt. Klugheit heißt, etwas im Augenwinkel, im systemischen Zusammenhang zu erfassen. Es heißt, nicht nur auf einen Punkt hinzuschauen, etwas linear zu maximieren. Im Kontext der Nachhaltigkeit gibt es nun eine Kurzsichtigkeit von historischer Größe, besser: von historischer Tragik – die Kurzsichtigkeit des ökonomischen

Blicks. Alles ökonomische Denken beruht auf der geheimen Annahme, dass die Natur da draußen großzügig, generös, unendlich ist, wir sie daher in unseren Berechnungen außen vorlassen könnten.

Das Ziel des technischen Fortschritts der letzten 150 Jahre lautete: Wie können wir immer mehr Dinge herstellen mit immer weniger Menschen? Es ging um die große Kunst, mehr zu schaffen mit weniger menschlicher Arbeitskraft. Über Arbeitslosigkeit braucht man sich daher nicht wundern. Die Ausblendung der Natur hat aber dazugeführt, dass sich die ökologischen Krisen in mehrfacher Weise akkumulieren. Die Naturvergessenheit wurde zu einer Kurzsichtigkeit, die uns immer bedrohlicher einzuholen beginnt. Wie lässt sie sich überwinden? Was erfordert die Klugheit? Wir müssen den Blick auf das Gesamtsystem ausweiten. Was passiert an unbeabsichtigten Nebenfolgen, wenn ich diesen oder jenen Schritt setze? Letztendlich geht es darum, Produkte zu erzeugen sowie Herstellungsprozesse und Unternehmensstrategien zu entwickeln, deren Exzellenz darin besteht, Wertschöpfung zu erzeugen mit immer weniger Naturverbrauch, mit immer weniger Energie, Stoffen und Flächen.

Wir brauchen ein ressourcenleichtes Wirtschaften, das festen Tritt hat, aber nichts zerstört, das leichten Schrittes auf den Planeten daher kommt. Intelligenz und Investitionen dafür einzusetzen, verlangt heute die Klugheit. Oder, um es in einem Spruch zu formulieren: Erwarte nicht, mehr von der Natur zu bekommen, sondern trachte danach, dass die Menschen mit dem das Auslangen finden, was die Natur gibt.

Alles ökonomische Denken beruht auf der geheimen Annahme, dass die Natur unendlich ist.

Die Voraussetzung, um in der Weltgesellschaft des 21. Jahrhunderts zumindest eine minimale Kooperationsbasis zu sichern, heißt mehr Gerechtigkeit.

Fairness

Die wichtigste Regel von Fairness lautet, den Schwachen nicht zu treten, darauf zu achten, dass alle mit gleichen Ausgangsbedingungen und Stärken agieren können. Warum ist das so wichtig? Wenn wir den Schwachen treten, dann hört er zum Mitspielen auf. Anders ausgedrückt: Fairness ist die Bedingung der Kooperation. Ich spreche hier nicht von den gerade stattfindenden Olympischen Spielen in Turin, sondern von der Weltgesellschaft. Die Voraussetzung, um in der Weltgesellschaft des 21. Jahrhunderts zumindest eine minimale Kooperationsbasis zu sichern, heißt mehr Gerechtigkeit. Gerechtigkeit war lange Zeit eine Sache für die Blauäugigen, die Gutmenschen, die Spendensammler – heute aber ist Gerechtigkeit etwas für Realisten. Warum?

Die Ineinander-Verflochtenheit der Welt erzeugt eine gegenseitige Verletzlichkeit. Die Karikaturen von Kopenhagen über den Propheten Mohammed hat es vielleicht vor zehn Jahren auch gegeben, aber das Neue in der Globalisierung ist, dass solche Phänomene ganze Regionen und Kontinente in Aufruhr versetzen können und erneute Gegenreaktionen bei uns auslösen. Die Kollektivität der Welt von heute bringt mit sich, dass wir alle wechselseitig verletzlicher werden. Ungleichheit wird so zu einem Sicherheitsrisiko. Ohne den großen Hunger nach Öl gäbe es die Konflikte im Mittleren und Nahen Osten in dieser Form nicht. Wir sehen so den Zusammenhang von Ökologie und Sicherheit. Was können wir daraus lernen?

Entscheidend ist die Frage, wann Ungleichheit in Ungerechtigkeit umschlägt und damit die Kooperationsbereitschaft des Gegenübers verloren geht. Auf unser Thema bezogen ist es von Bedeutung, dass 25 Prozent der Welt-

bevölkerung 75 Prozent der Weltressourcen verbrauchen – Jahr für Jahr. Und natürlich gibt es jedes Jahr mehr an Neuankömmlingen, an Nationen, die sagen: Jetzt sind wir dran! Ich muss dabei nicht das täglich zitierte China bemühen. Wir laufen heute in eine Problematik hinein, in der auf der Tagesordnung ganz oben die Frage steht, welchen Platz wir anderen einräumen. Gewähren wir den anderen dieselben Rechte zur autonomen Entwicklung, die wir für uns reklamieren? Die anderen können diese Rechte nur wahrnehmen, wenn sie einen größeren Anteil am begrenzten Weltumweltraum erhalten. Das heißt für uns: Platz machen, gerechtigkeitsfähigen Wohlstand schaffen. Damit komme ich zu meinem dritten Stichwort.

Lebenskunst

Lassen Sie mich gleich mit der Tür ins Haus fallen. Es gibt schon in der Tradition antiker Philosophie den Hinweis, dass Lebenskunst mit Einfachheit zu tun hat. Es wäre nun abwegig, Einfachheit als Masochismus darzustellen. In philosophischer Sicht ist das Gegenteil von Einfachheit nicht Fülle, sondern Zerfaserung. Wer nicht einfach ist, wird sich zerfasern. Wenn man sein eigenes Lebensprojekt voranbringen möchte, muss die Aufmerksamkeit fokussiert werden. Man schafft kein gelungenes Leben, wenn man sich jedem sich bietenden Genuss sofort an die Brust wirft. In Zeitflüssen denkend, sind Genuss und Gefälligkeit zu modulieren im Auf und Ab der Zeit, ist den sich ändernden Umständen Rechnung zu tragen. Einfachheit läuft somit auf die innere Unabhängigkeit hinaus, ein gelungenes Leben in den besten wie den widrigsten Umständen zu finden. Wir leiden heute nicht an Mangel, sondern unsere Gesellschaften beziehen ihre Irritationen aus dem

Lebenskunst bedeutet, herauszufinden, was ich selber will. Das braucht die Kunst des Weniger.

**Das Gegenteil
von Einfachheit
ist nicht Fülle,
sondern
Zerfaserung.**

Überfluss. Dieser erfordert die Kraft sich zu orientieren, sich klar darüber zu werden, wo es hingehen soll. Unter den Umständen des Überflusses kann man seine eigene Klarheit nur bewahren durch die Fähigkeit, Nein zu sagen. Es ist wie in der Kunst: Gelungene Musik bedeutet ja nicht, möglichst viele Töne zu benutzen, sondern eben die Fähigkeit, ein bestimmtes Set von Tönen treffsicher und formvollendet zum Klingen zu bringen. Genauso ist es in der Lebensführung.

Es geht nicht darum, allen möglichen Angeboten hinterher zu laufen, sondern sich in einem bestimmten Set von Dingen und Ereignissen einzurichten, diese dann aber intensiv auszukosten. Qualität aus den Dingen zu ziehen, sich diese nützlich zu machen, erfordert Zeit. Daher stehen die vielen Dinge der gelungenen Qualität im Wege. Große Kunst hat so wie Meditation damit zu tun, aus wenig viel zu machen. Lebenskunst bedeutet somit insbesondere, herauszufinden, was ich selber will. Dazu bedarf es der Einschränkung, der Einfachheit und Kunst des Weniger – ansonsten ergeht es einem so wie es eine Figur in einem der Theaterstücke von Ödon von Horvath ausdrückt: „Eigentlich bin ich ganz anders, nur komme ich so selten dazu.“

Wider das Wegschauen

Franz Fischler

Der Begriff der Nachhaltigkeit ist erstmals im 19. Jahrhundert in einer kaiserlich-königlichen Forstverordnung verwendet worden. Nachhaltigkeit bringt dort sehr klar zum Ausdruck, worum es geht: Dem Wald nicht mehr Holz zu entnehmen als nachwächst. In die politische Debatte unserer Zeit wurde der Begriff dann massiv im so genannten Brundtland-Report aus dem Jahr 1987 eingebracht, wobei bewusst die drei zentralen Dimensionen einer Gesellschaft – Wirtschaft, Soziales und Umwelt – berücksichtigt wurden. Eine Gesellschaft ist demnach nur dann nachhaltig, wenn sie in allen drei Bereichen Dauerhaftigkeit und Stabilität gewährt. Wenn man sich umschaute, so ist festzustellen, dass es heute in der Welt kaum nachhaltige Gesellschaften gibt. Die ursprünglichen, nachhaltigen Naturgesellschaften sind leider am Aussterben, ihre Nachfolgegesellschaften sind von Armut geprägt – etwa wenn wir an Afrika denken. Diese Gesellschaften sind daher alles andere als nachhaltig – vor allem wirtschaftlich und sozial. Die hoch entwickelten Gesellschaften der Industriestaaten sind vor allem ökologisch alles andere als nachhaltig und – je neoliberaler sie sich gebärden – auch nicht sozial, wahrscheinlich auch nicht wirtschaftlich, außer man betrachtet die ökonomische Dimension nur sehr eng und kurzfristig. Wichtig erscheint mir die Erkenntnis, dass einzelne Staaten für sich allein heute nicht mehr nachhaltig sein können. Nachhaltigkeit in Zeiten der Globalisierung erfordert ein gemeinsames, globales Vorgehen. Der so genannte *Global Marshall Plan*, für den ich mich einbringe, ist so eine Strategie eines globalen Nachhaltigkeitskonzepts. Es handelt



**Nachhaltigkeit
in Zeiten der
Globalisierung
erfordert ein
gemeinsames
Vorgehen.**

**Wir müssen
dort ansetzen,
wo der größte
Mangel besteht,
wo Menschen
arm sind oder
hungern.**

sich dabei nicht – wie manche glauben – um eine neue Form der Bevormundung, in der die Reichen wissen, was für die Armen gut ist, sondern es geht um eine globale Partnerschaft, eine Art Weltvertrag. Wir wollen so vorgehen, wie das der Erfinder der modernen Landwirtschaft, Justus von Liebig, mit seinem Gesetz des Minimums getan hat. So wie der Ernteertrag von dem am geringsten verfügbaren Nährstoff bestimmt wird, hängt der Wohlstand in der Welt von den in einer Gesellschaft am wenigsten vorhandenen Faktoren ab. Diese sind natürlich je nach Gesellschaft völlig andere: In unserer Industriegesellschaft ist dies etwa die Ressourcenschonung, in den ärmsten Staaten der Welt sind es Wasser, Nahrung und andere Grundbedürfnisse des Lebens.

Zudem besteht heute ein enormer Mangel an Gleichgewicht. Wir müssen daher dort ansetzen, wo der größte Mangel herrscht, wo Menschen arm sind oder hungern – über eine Milliarde Menschen müssen heute mit weniger als einem Dollar pro Tag auskommen –, wo Menschen an im Grunde leicht zu behandelnden Krankheiten sterben, weil sie keine Medikamente und medizinische Behandlung bekommen, wo große Ungleichheit besteht zwischen Männern und Frauen, wo Kinder ihre Fähigkeiten nicht entwickeln können, weil es keine Schulen gibt. Mangel gibt es aber auch bei uns, wenn wir erkennen, wie weit wir von einem ökologischen Gleichgewicht entfernt sind.

Die Befürworter des Global Marshall Plans sprechen von der Chance, eine Win-Win-Situation zustande zu bringen, weil jeder etwas einbringen, aber auch Nutzen aus der Kooperation ziehen kann. Wir in den Industriestaaten können aufgrund unserer finanziellen Stärke mit relativ wenig Geld – es ginge um weniger als ein Prozent unseres

Reichtums – wesentlich dazu beitragen, die gravierendsten Probleme in den Entwicklungsländern zu lösen. Zum anderen dürfen wir die Zukunftsfähigkeit der Entwicklungsländer nicht von vornherein reduzieren, in dem wir so tun, als wären wir die letzte Generation, die auf dem Planeten lebt.

Auch in Europa sind wir weit vom Ziel der Nachhaltigkeit entfernt, aber zumindest wird bei uns intensiv über diese Fragestellungen nachgedacht. Die Zielsetzungen der Nachhaltigkeit haben sogar in den Entwurf einer Europäischen Verfassung Eingang gefunden. Doch zwischen dem Verfassungstext und der Realität klafft ein tiefer Graben. Denn wie lässt sich von Nachhaltigkeit reden bei 18 Millionen arbeitslosen Menschen, bei der Konfrontation mit einem enormen Überalterungsproblem, beim Nichtgelingen des Entkoppelns von Wirtschaftswachstum und Energieverbrauch, ja bei der grundsätzlichen Unfähigkeit, Wirtschaftswachstum noch zustande zu bringen.

In der Europäischen Union gibt es aber Elemente, die in die richtige Richtung weisen, etwa im Bereich der Solidarität. Immerhin wird ein Drittel des gesamten EU-Budgets für Solidaritätszwecke – für das wirtschaftliche Aufholen der schwachen Regionen – verwendet. Dass dies funktioniert, zeigt die positive Entwicklung etwa in Irland, in vielen Regionen Spaniens, Portugals oder Süditaliens. Auch das Umweltbewusstsein ist in Europa ausgeprägter als in anderen Kontinenten. So lassen sich wenigsten Minimalziele wie der Kyoto-Vertrag zur Verringerung der Treibhausgase verabschieden.

Ich habe dieser Einladung sofort zugesagt aus der Überzeugung, dass die Initiatoren mit ihrem Ansatz eine Innovation in die Wege leiten. Denn nach dem Verständnis

Aufgrund unserer finanziellen Stärke können wir mit relativ wenig Geld wesentlich dazu beitragen, die gravierendsten Probleme in den Entwicklungsländern zu lösen.

Die kulturelle Dimension der Nachhaltigkeit könnte zum Schlüssel für die Umsteuerung werden.

von *Sustainable Mozart* und dem, was mein Vorredner sehr klar ausgeführt hat, sind die klassischen drei Säulen der Nachhaltigkeit – Wirtschaft, Soziales und Umwelt – zu ergänzen um die kulturelle Dimension. Vielleicht – darüber muss diskutiert werden – könnte die kulturelle Dimension sogar der Schlüssel dafür sein, dass wir in punkto Nachhaltigkeit tatsächlich weiterkommen. Warum? Mit dem bisherigen Verständnis von Wohlstand, von Wohlergehen, – wenn Sie wollen – von Glück waren wir eigentlich immer nur „brundtlandisch“ unterwegs. Der Glaube, dass materieller Wohlstand, das Vorhandensein eines bestimmten Maßes an Solidarität in den Gesellschaften und eine nicht übermäßige Ausbeutung der Ressourcen ausreichen, um die Welt in Ordnung zu bringen, greift womöglich zu kurz.

Wenn man Kultur als vierte Dimension von Nachhaltigkeit gleichrangig mit den anderen drei Säulen sieht, dann kommt man zu einem ganz anderen Verständnis von Wohlstand. Es geht dann um die Frage, ob es wirklich wichtig ist, noch mehr zu konsumieren, oder ob in bestimmten Bereichen Konsumverzicht nicht zu mehr Wohlstand führen kann, weil wir so neue Freiräume erhalten für andere schöne Dinge des Lebens. Auf diese Weise könnte eine Welt entstehen, in der das Sinnliche wieder seinen Platz bekommt. Denn: Was in der gesamten Debatte, auch der europäischen, fehlt, ist die Sinnlichkeit. *Sustainable Mozart* kann dazu beitragen.

Diskussion

Peter Huemer: Anschließend an die von Franz Fischler eingeforderte Aufwertung des Sinnlichen möchte ich zunächst auf den Hinweis von Wolfgang Sachs zurückkommen, dass die Umweltbewegung aus einem ästhetischen Bedürfnis entstanden sei.

Aus meiner ORF-Zeit erinnere ich mich an die ersten Berichte über Umweltverschmutzung im Fernsehen Anfang der 1970er-Jahre. Da ging es um Umwelt in sehr oberflächlicher Weise: Müllhalden, die die Landschaft verschandeln, Plastiksackerl, die achtlos in Wäldern weggeworfen werden. Es ging um Bereiche, die zwar hinsichtlich Ökologie nur Randphänomene darstellen, die aber das ästhetische Empfinden störten in Ambienten, die als schön wahrgenommen wurden. Das konnten kulturelle Ambienten sein wie historische Straßenzüge oder Naturambientes wie der Wald.

Bezeichnender Weise wurde diese frühe Umweltsendung des ORF – das war in „Horizonte“ – eingeleitet mit dem damals bekannten Hit von Wolfgang Ambros „Der Mensch is a Sau“. Und Arik Brauer sang damals „Sie ham a Haus baut“, um auf die banale Verbauung von Natur zu verweisen. Das heißt, der Beginn der Umweltbewegung war eine ästhetische Auseinandersetzung. Es ging um sinnliche Bedürfnisse, um Verletzungen des Auges. Meine Frage nun ist, wie diese äußere Wahrnehmung umgesprungen ist in die wissenschaftliche Ökologie? Aus meiner Sicht hat der erste Bericht an den Club of Rome „Die Grenzen des Wachstums“ aus dem Jahr 1972 diese Verwissenschaftlichung bewirkt, sodass aus zunächst ober-

Der Beginn der Umweltbewegung war ein ästhetischer Prozess. Es ging um sinnliche Bedürfnisse, um Verletzungen des Auges.

**Aussagen
über die Zahl
der Armen oder
die globalen Nah-
rungsreserven
sind nicht falsch,
aber hoch
abstrakt.**

flächlichen Kränkungen substanzielle Auseinandersetzungen mit den ökologischen Bedrohungen geworden sind.

Wolfgang Sachs: Ich glaube nicht, dass das Ästhetische, diese aus dem Inneren hervor steigende Verärgerung, manches Mal auch Abscheu, heute verschwunden sind. Es gibt Themen, die das ziemlich deutlich machen, etwa wenn irgendwo neue Straßen gebaut werden sollen, aber auch bei der Gentechnik – es handelt sich auch hier zunächst um eine ästhetische Reaktion. Wie sollen die anderen Lebewesen sein? Wie gehen wir mit der Schöpfung um? Sollen und dürfen wir sie der Modifikation durch Technik unterwerfen?

Ihr Hinweis, Herr Huemer, ist aber äußerst interessant. Wir haben auf der einen Ebene die persönliche Kränkung – das ist der ästhetische Prozess. Auf der anderen Ebene steht das Wissen, die Zahl, die abstrakte Nummer, das Globale, was geradezu das Gegenteil von persönlicher Verärgerung ist. Die Diskussion läuft immer zwischen beiden Ebenen hin und her. Die große Schwierigkeit liegt unter anderem darin, mit den Entfernungen umzugehen. Aussagen etwa über die Zahl der Armen, die mit weniger als einem Dollar pro Tag leben müssen, oder über die globalen Nahrungsreserven sind ja nicht falsch, aber hoch abstrakt, sodass sie nicht in unseren Wahrnehmungsraum und unsere Sinne passen. Die Schwierigkeit bei den vielen Fragen, die nichts mit unserer persönlichen Verletzung zu tun haben, ist, wie wir dazu motivieren können, entsprechend zu handeln. Ich finde, da bekommt das alte Wort „Ethik“ oder „Anstand“ einen neuen Ort. Ethik heißt ja, dass man zwar keine genauen Berechnungen anstellen kann, dass man selbst auch nicht unmittelbar betroffen

ist; aber man unterstellt, dass dieses Falsche oder dieses Unrecht irgendwann wie ein Bumerang auf einen selbst zurückkommen kann. Eine Ethik der Ferne würde aber bedeuten, dass ich zwar nicht unmittelbar betroffen bin, aber mich doch als Teil des Ganzen wahrnehme und daher den mir möglichen Teil dazu beitrage, Unrecht zu vermeiden. So verhalte ich mich nach Kriterien, die nicht allein meinem Eigeninteresse folgen.

Franz Fischler: Die Anfänge der Umweltbewegung auch in Österreich lagen darin, dass Menschen nicht mehr zuschauen wollten, was durch Industrie, Wirtschaft oder Landwirtschaft an Umweltverschmutzung verursacht wird. Im Zentrum der Kritik stand die Sorglosigkeit im Umgang mit der Natur. Das ist aber noch nicht Nachhaltigkeit. Diese wurde eher durch den Club of Rome-Bericht zum Thema, als man vorauszurechnen begonnen hatte, wie sich die Verfügbarkeit gewisser Ressourcen verändern wird und welche Probleme da auf uns zukommen, wenn wir nicht umsteuern. Der Zeitachse wurde eine wichtige Bedeutung zuerkannt mit dem Verweis auf den baldigen Kollaps. Natürlich ist das abstrakt, da hat Herr Sachs schon Recht: Wer kann sich schon Exponentialentwicklungen vorstellen? Die Vorstellungskraft eines Durchschnittsmenschen hat einfach nicht ausgereicht, aus den Zukunftsprojektionen des Club of Rome politische Schlüsse zu ziehen. Nachdem dann die ersten Prognosen nicht so eintraten wie beschrieben, gab es noch dazu den großen Triumph der Gegner, die behaupteten, dass es sich bei dem Ganzen nur um Panikmache handle. Im zweiten Club of Rome-Bericht kam dann eine ganz andere Sache zum Vorschein, die Frage nämlich, ob wir bei Annahme

Die Vorstellungskraft eines Durchschnittsmenschen hat nicht ausgereicht, die Zukunftsprojektionen des Club of Rome auch wirklich wahrzunehmen.

der Endlichkeit der Biosphäre und des Risikos eines Kollapses als Menschheit überhaupt fähig sind, rechtzeitig zu lernen und umzusteuern. Dieses Problem haben wir bis heute nicht gelöst.

Peter Huemer: Ehe wir über die Lernfähigkeit angesichts eines drohenden Kollapses weiter reden, komme ich nochmals auf die Dimension des Sinnlichen zurück und frage Herrn Fischler, ob in seiner Tätigkeit als EU-Kommissar für Landwirtschaft die Dimension der Ästhetik nicht auch eine wichtige Rolle gespielt hat, etwa wenn es um den Erhalt von Kulturlandschaften geht?

**Wir müssen
aufhören,
nicht sehen zu
wollen, wie sich
die Reichtümer
auf der Welt
verteilen.**

Franz Fischler: Ich glaube, die Entwicklung ist mittlerweile so weit gediehen, dass wir bereits genügend Anschauungsbeispiele haben, die zeigen, was passiert, wenn man etwa Regionalförderung außer Acht lässt. Man darf nur nicht wegschauen und verdrängen, was in den Entwicklungsländern passiert, was in manchen Regionen Ostpolens passiert, wo ganze Dörfer zusammenbrechen, weil alle wegziehen. Solche Dörfer gibt es auch in Österreich, nur werden sie selten im Fernsehen gezeigt. Man darf auch nicht ausblenden, wo die Solidaritätsmängel in unserer Gesellschaft bestehen. Auch hier gäbe es genügend Beispiele. Wir müssen auch aufhören, nicht sehen zu wollen, wie sich die Reichtümer auf der Welt verteilen. Wenn einige Hundert der Reichsten auf der Erde gleich viel Vermögen besitzen wie drei Milliarden Menschen auf der anderen Seite der Vermögensskala – was braucht es da noch viele theoretische Berechnungen und Überlegungen. Ich denke, es ist eher so, dass man wegschaut, weil man den Anblick all dessen nicht ertragen möchte.

Peter Huemer: Damit sind wir bei der menschlichen Lernfähigkeit angelangt. Anschauungsmaterial gibt es – wie Herr Fischler gesagt hat – genug. Warum tun wir uns so schwer, angesichts drohender Zusammenbrüche umzusteuern, wenn wir schon Kleinkollapse durchaus auch in Europa beobachten können?

Wolfgang Sachs: Ich glaube, es ist nützlich – da schließe ich an die Überlegungen von Herrn Fischler an – zwischen zwei Formen von Nachhaltigkeit zu unterscheiden. Die eine Form hat mit Verschmutzung zu tun – es kommt irgendwo Dreck oder Gift raus. Das spricht unsere persönlichen Sinne an. Der zweite Teil von Nachhaltigkeit hat mit den Mengen an Ressourcen, an Holz, an Erdöl, an Rohstoffen, an Boden, der ge- und vernutzt wird, zu tun. Da passiert es, dass wichtige Vorgänge gar nicht auf unserer Haut, sondern auf jener von anderen zu spüren sind. Diese Vorgänge sind fern im Raum, also weit weg, oder auch zeitlich fern, also in der Zukunft.

Die Herausforderung liegt darin, wie man Ferne überbrücken, wie man diese in die eigenen Sinne herüber holen kann. Da kommt Ästhetik an ihre Grenzen. Es vermischen sich Information, Ethik und Ästhetik. Die große Leistung von Greenpeace lag wahrscheinlich darin, dass sie in der Lage waren, die ganze Apparatur der Medien und Bilderproduktion dafür einzusetzen, klar zu machen, dass die wichtigen Geschichten weit weg von uns passieren. Aus meiner Sicht geht es um eine Verbindung von Information mit dem, wo das Ferne auch unseren Alltag berührt. Wir sollen wissen, wo unsere Produkte herkommen, wer dafür den Buckel krumm gemacht hat, ob dafür Gift aufgewendet worden ist, wo dafür entwaldet worden

Die Herausforderung liegt darin, wie man Ferne überbrücken, wie man diese in die eigenen Sinne herüber holen kann.

ist. Wenn man davon weiß und selber nicht Mitspieler sein will, wird man das Globale wieder in den eigenen Alltag übersetzen. Es empfiehlt sich dann, mehr auf Fair Trade zu setzen, etwa bei Kaffee, bei Möbeln usw. Es tut gut, sich als kleiner Akteur, der doch verwickelt ist in die großen Spiele, anders zu verhalten.

Franz Fischler: Ich hätte eine Frage an Wolfgang Sachs als Theologen. Irgendwie hat das Ganze mit der Geschichte des Menetekels zu tun, das schon an die Wand gemalt ist, und trotzdem sehen es die, die es sehen sollen, nicht.

**Wir
sollen wissen,
wer für unsere
Produkte den
Buckel krumm
gemacht hat.**

Wolfgang Sachs: Dafür ist der Theologe gar nicht so gut, da wäre der Psychoanalytiker als Experte der Verdrängung wohl besser zu befragen. Verdrängung kennen wir alle. Sie erlaubt uns, auf der Bühne weiter zu spielen, obwohl das Menetekel sich herausbildet. Die Verdrängung ist natürlich auch eine Machtkategorie. Es gibt welche, die daran zunächst einmal noch schnell profitieren wollen. Das Aufschieben des Menetekels in die verschiedensten Richtungen scheint immer noch möglich zu sein. Das gibt jedem Einzelnen und jeder Institution die Möglichkeit, ein Schlupfloch zu finden, um sich zu sagen: „Heute noch nicht, aber vielleicht dann morgen.“

Peter Huemer: Das Wegschauen, das Sie, Herr Fischler, angesprochen haben, entspricht offensichtlich einer menschlichen Grundstruktur, die nicht nur dann funktioniert, wenn in einer Gesellschaft die Juden vergast werden. Das Wegschauen funktioniert auch in Demokratien und gehört wohl zu einer psychischen Überlebens- oder zumindest Wohlfühlstrategie. Es geht also nicht nur um Ferne, son-

dern auch um etwas sehr nahe Liegendes. Die Medien vermitteln uns zwar viel, aber oft in einem Wust, in dem das Nicht-Wichtige überwiegt und das, was sich nachträglich als das Wichtige herausstellt, untergeht. Ich denke, wir kommen um dieses menschliche Strukturproblem nicht herum.

Wolfgang Sachs: Das mag stimmen, aber es behagt mir nicht, es so stehen zu lassen. Wir haben es mit einer kulturellen Hilflosigkeit unserer Gesellschaft zu tun, die die Elite – die wirtschaftliche wie die politische – betrifft. Diese ist deutlich und klar unfähig oder besser hilflos – von Randfiguren abgesehen – auf die Gesamtherausforderung zu antworten. Hilflos bedeutet ja psychologisch das Gefühl, keine Kontrolle zu haben. Die Hilflosigkeit spüren aber auch wir selber als Bürger und Bürgerinnen. Eigentlich sollten wir was tun, haben aber keine Kontrolle über das Geschehen.

Wir haben es mit einer kulturellen Hilflosigkeit unserer Gesellschaft zu tun, die die Elite - die wirtschaftliche wie die politische - betrifft.

Peter Huemer: Wolfgang Sachs hat von der Hilflosigkeit gesprochen. Herr Fischler, welche Organisationsstruktur hat nun der Global Marshall Plan? Wie geht dieser strategisch vor?

Franz Fischler: Der Global Marshall Plan ist weder ein Verein noch eine NGO [Nicht-Regierungsorganisation], sondern zunächst einmal eine Idee. Alle, die sich mit dieser Idee identifizieren, sind eingeladen, daran mitzuarbeiten. Leider sind wir bis jetzt sehr stark auf den deutschsprachigen Raum konzentriert, aber es gibt zur Zeit an die 200 NGOs und im Nahefeld der Politik stehende Organisationen, teilweise sogar offizielle Institutionen, wie seit

kurzem auch die Salzburger Landesregierung, die die Initiative unterstützen. Darüber hinaus haben wir etwas über 2000 unterstützende Einzelpersonen.

Peter Huemer: Ist die EU in irgendeiner Weise eingebunden?

Franz Fischler: Nein, bisher leider nicht. Es gibt aber eine begriffliche Nahebeziehung interessanterweise zu Großbritannien. Unter dem britischen EU-Vorsitz von Tony Blair und besonders unterstützt vom britischen Schatzminister Gordon Brown wurde ein Global Marshall Plan für Afrika gefordert. Seitens der EU gibt es bisher keine Kooperation. Im Gegenteil, einige zentrale Instrumente, die wir vorschlagen, wie eine Abgabe auf Devisentransfers, werden derzeit von den europäischen Institutionen massiv abgelehnt.

**Da das Kapital
das Beweglich-
ste aller wirt-
schaftlichen
Grundelemente
ist, werden wir
ohne mehr
Transparenz
nicht weiter-
kommen.**

Unsere Idee wäre, die nötigen Mittel für eine Anschubfinanzierung in den ärmsten Ländern nicht ausschließlich aus nationalen Entwicklungshilfebudgets der Industriestaaten zu nehmen [Sie kennen ja die Forderung der UNO nach 0,7 Prozent Entwicklungshilfe des BSP, derzeit liegen wir im EU-Schnitt bei 0,26 Prozent], sondern durch alternative Finanzierungsformen zu ergänzen. Abgaben auf Devisentransfers wären – und daher gibt es so viel Widerstand – eine Art Schuhlöffel, um zudem mehr Transparenz in das internationale Kapitalsystem zu bringen. Da das Kapital von allen wirtschaftlichen Grundelementen das Beweglichste ist, werden wir ohne diese Transparenz nicht weiterkommen. Wenn wir nicht einmal wissen, wie sich das Kapital bewegt, wie soll man dann korrigierend eingreifend?

Peter *Huemer*: Es geht also um eine Art Tobinsteuer?

Franz Fischler: Wir sind vom Begriff der Tobinsteuer abgegangen, weil viele sagten, dass diese nur global eingeführt werden könne und die USA sicher dagegen sein werden. Inzwischen liegen aber deutsche Studien vor, die belegen, dass auch eine europäische Einhebung möglich wäre. Unter Bezugnahme auf die unterschiedlichen Zeitzonen und Börsenöffnungszeiten wäre ein europäischer Alleingang durchaus machbar.

Peter Krön: Wir haben mittlerweile auch in Europa eine gigantische Arbeitslosigkeit. Wenn wir nun alle sparsamer leben, wenn wir weniger konsumieren und damit vielleicht mehr Lebensqualität erhalten, dann schwächt dies die Nachfrage und erhöht die Arbeitslosigkeit noch mehr. Das Zweite: Die Entwicklungsländer können mit ihren niedrigen Löhnen bedeutend billiger produzieren. Viele Produktionsbereiche werden ausgelagert. Das erhöht die Umweltzerstörung, da es in diesen Ländern nur wenige Umweltstandards gibt, und es erhöht die Arbeitslosigkeit bei uns weiter. Nun gäbe es ja viel zu tun – im Sozial-, Umwelt- und Kulturbereich. Aber die Frage ist, wie wir diese Arbeit finanzieren und wie wir zugleich den Entwicklungsländern helfen, sich so zu entwickeln, dass auch sie Sozial- und Umweltstandards einhalten können.

Wolfgang Sachs: In beiden Fragen steckt, dass Verschiebungen innerhalb des gegenwärtigen Regelsystems zu Folgen führen, die wir nicht haben möchten. Das macht die Schwierigkeit aus. Die Frage lautet daher, wie wir zumindest ein Stück weit aus dem gegenwärtigen Regel-

Die Frage lautet, wie wir zumindest ein Stück weit aus unserem Regelsystem aussteigen können.

**Es geht darum,
zu ermöglichen,
dass alle weni-
ger arbeiten und
daher alle arbei-
ten können.**

system aussteigen können. Beispiel Arbeit: Es geht nicht darum, alle in Vollarbeit zu bringen, sondern zu ermöglichen, dass alle weniger arbeiten und daher alle arbeiten können, und zweitens, dass die Frage der Teilnahme am gesellschaftlichen Leben nicht nur an die Erwerbsarbeit gekoppelt wird. Hinter der Arbeitsfrage steckt ja nicht nur der Lohn, sondern auch das Dabei-Sein-Wollen.

Einer der wichtigen langfristigen Gründe für Arbeitslosigkeit heute liegt in der Frauenbeschäftigung, weil Arbeit zur einzigen Achse geworden ist, gesellschaftlich ernst genommen zu werden. Eine der Folgen davon ist, dass in der Tat nicht mehr alle voll arbeiten können. Daher müssen wir weniger arbeiten und zugleich Wege finden, die soziale Teilhabe auch ohne Erwerbsarbeit zu ermöglichen. Leider passiert derzeit das Gegenteil: Die ideologische Propaganda läuft darauf hinaus, die Arbeitszeit wieder zu verlängern. Die Spaltung der Gesellschaft läuft ja zwischen jenen, die 15 Stunden am Tag arbeiten, und jenen, die nichts zu tun haben. Das Rezept, mehr auf Wettbewerb und Wachstum zu setzen, führt – das haben Sie ja angesprochen – eher zum gegenteiligen Effekt: Produktivitätssteigerungen führen nicht automatisch zu mehr Arbeitsplätzen. Die ganze Hartz-Chose in Deutschland hat – das sehen wir jetzt – nichts genützt. Es stimmt etwas in der Gesamtstruktur nicht. Mehr vom Selben löst das Problem nicht. Das gilt auch für das Zweite, das Sie angesprochen haben. Mehr Gleichheit und Teilhabe in derselben Logik führt im Weltmaßstab nur zu biosphärischen Turbulenzen. Die Frage lautet: Wie können die Umstände so geändert werden, dass mehr Gleichheit für alle möglich wird? Wie können wir einen Wohlstandspfad entwickeln, der um Vieles ressourcenleichter ist als der gegenwärtige?

Franz Fischler: Wichtig scheint mir zu klären, was wir unter einem bescheideneren Leben verstehen. Wenn Menschen weniger für Konsum ausgeben und mehr sparen, so schafft dies weder Nachfrage noch Arbeitsplätze. Wir wissen aus Deutschland wie Österreich, dass junge Leute ihre Sparquote drastisch erhöhen, weil sie den öffentlichen Sicherungssystemen nicht mehr vertrauen. Sie haben interessanter Weise mehr Vertrauen in das Geldsystem als in das Sozialversicherungssystem. Eigenvorsorge wird als sicherer angesehen als der Staat. Darin liegt einer der Hauptgründe für die gegenwärtigen Konjunkturprobleme. Wenn man bescheidener Leben aber interpretiert als Neuverteilung der vorhandenen Menge an Arbeit auf mehr Menschen, dann hat dies im Gegenteil keine negativen Auswirkungen auf die Konsumquote, senkt aber die Arbeitslosigkeit.

Das neoliberale Konzept besagt, dass sich der Staat möglichst heraushalten soll; wichtig sei, dass der Wettbewerb funktioniert, dass es klare Wettbewerbsregeln gibt, dass sich das Unternehmertum entfalten könne – und so dann mehr Arbeitsplätze entstehen.

Das andere Konzept, dem ich nahe stehe, ist im Zusammenhang mit der EU-Osterweiterung leicht zu erklären. Die Staaten mit noch schwächeren Volkswirtschaften erhalten Mittel, etwa für den Aufbau von Infrastrukturen, oder Investitionshilfen zur Schaffung von Arbeitsplätzen, um aufholen zu können. Diese Hilfen sind aber keine Einbahnstraße, sondern wirken wieder auf unsere Wirtschaften zurück – durch Aufträge oder Nachfrage nach Investitionsgütern. Dieses Konzept hilft beiden: Es hebt den Wohlstand in den neuen Mitgliedstaaten, indem es zu mehr Kaufkraft der Menschen führt, es steigert aber auch

Wenn man bescheidener Leben interpretiert als Neuverteilung der vorhandenen Menge an Arbeit auf mehr Menschen, dann senkt dies die Arbeitslosigkeit.

**Es gibt
Möglichkeiten
der Entwick-
lung, von der
beide Seiten
profitieren.**

die Nachfrage nach Waren, die bei uns erzeugt werden. Ein Beispiel sind Österreichs Weinexporte in die neuen Mitgliedsstaaten – sie sind offensichtlich ein prestigeträchtiges Exportprodukt.

Noch viel stärker wirkt der Rückfluss für Investitionsgüter. Dass wir in Österreich derzeit ökonomisch besser dastehen als Deutschland, hat nicht viel mit einer besseren Wirtschaftspolitik zu tun, sondern steht im Zusammenhang mit den geschilderten Vorteilen aus der EU-Osterweiterung. Wir sind da derzeit der größte Profiteur in Europa. Sogar das Finanzministerium musste zugeben, dass allein die zusätzlichen Mehrwertsteuereinnahmen aus den ökonomischen Impulsen der Erweiterung zehn Mal so hoch sind wie die von Österreich geleisteten Nettozahlungen.

Wolfgang Rucker: Sie haben vom Wegschauen gesprochen. Geht es aber nicht vielmehr um die Frage, wer wegschaut bzw. hinschauen müsste. Die hier Versammelten und die in verschiedenen Initiativen Engagierten sehen die Probleme, aber werden diese auch in den Medien dargestellt? Wir hatten in Salzburg ein großes internationales Treffen, das „World Uranium Hearing“, in dem von Uranabbau und Atomenergienutzung Geschädigte zu Wort kamen. Und vor kurzem gab es wiederum in Salzburg eine internationale Tagung, die sich mit den völkerrechtlichen Fragen der Atomenergienutzung beschäftigte. Den Medien waren diese Ereignisse nur Randnotizen wert. Die Presse hielt sich sehr bedeckt, die von der Bevölkerung gewünschte Aufklärung weiterzugeben. Wie kommt es, dass dies möglich ist? Wir werden auch sehen, was von diesen fünf Treffen hier in der Presse übrig bleiben wird. Für mich als Mediziner ist nicht nur wichtig, hinzuschauen und über

Probleme zu reden, sondern zu fragen, was es bringt. An wen adressieren wir unsere Ideen und Anregungen? Wer ist zuständig und verantwortlich? Die Wirtschaft, die Politik, die Presse – wir als die kleinen Leute? Wer schaut weg? Jeder schiebt dem nächsten das Bummerl zu tun. Alle sind wir betroffen, aber es geht nichts weiter.

Matthias Reichl: Meine Politisierung durch die Antiatom-Bewegung hing mit dem Begreifen zusammen, dass hier Prozesse in Gang gesetzt werden, die wir nicht mehr stoppen können, die irreversibel sind, wie Günter Anders und Robert Jungk gewarnt haben. Das ist der Unterschied zum Müll, den man wieder einsammeln kann. Neue Gefahren drohen durch die Gentechnologie und die noch kaum diskutierte Nanotechnologie, bei denen es um den Umbau von Substanzen des Lebens geht. Zwentendorf konnten wir stoppen. Aber was machen wir jetzt? Die sozialen Verschärfungen – etwa die restriktiveren Durchrechnungszeiträume für die Pensionen – erschweren es Menschen, sich zu engagieren. Dies macht es schwer, z. B. eine gewisse Zeitspanne aus dem Erwerbsleben auszusteuern, um in einer Initiative mitzuwirken. Die NGOs werden finanziell knapp gehalten.

Franz Fischler: Zur Frage „Wer schaut weg?“ Ich glaube, wenn wir ehrlich sind, dann müssen wir zugeben, dass wir alle wegschauen, da wir alle der selektiven Wahrnehmung unterliegen. Ich glaube auch nicht, dass man pauschal den Medien die Mängel an der Wahrnehmung von Problemen zuschieben kann. Ich sehe insbesondere zwei strukturelle Probleme. Erstens: Die sich im zunehmenden Wettbewerb befindlichen Medien wählen Inhalte zusehends danach aus,

Für mich als Mediziner ist nicht nur wichtig, hinzuschauen und über Probleme zu reden, sondern zu fragen, was es bringt.

**Komplexe
Fragen wie eine
nachhaltigere
Entwicklung
lassen sich
nicht in einer
Wahlperiode
lösen.**

wie sie glauben ihre Auflagen bzw. die Hörer- und Seherzahlen steigern zu können. Zweitens: Die Politik ist mit dem Problem der kurzen Planungshorizonte konfrontiert, die sich nach den Wahlperioden richten. Komplexe Fragen wie eine nachhaltigere Entwicklung lassen sich aber nicht in einer Wahlperiode lösen.

So kommen wir immer tiefer in ein Dilemma, das auch auf die Europäische Union zutrifft. Jedes große Projekt der EU – sei es die Einführung des gemeinsamen Marktes, die Aufhebung der Grenzformalitäten innerhalb der EU durch Schengen oder die Umsetzung der gemeinsamen Währung – hat fünfzehn Jahre für seine Realisierung gebraucht. Der Vorwurf, dass es heute an PolitikerInnen mit Leaderqualitäten fehlt, hängt mit der modernen Politikplanung zusammen. Personen wie Francois Mitterrand oder Helmut Kohl haben über Jahre hinweg in Kauf genommen, dass sie wegen dieser großen EU-Projekte in ihren Ländern beschimpft wurden. Letztlich hatten sie Recht behalten.

Zur angesprochenen Atomenergie: Ich weiß, dass es ein Fehler wäre, dem jüngst verstärkt in die Debatte gebrachten Argument der Befürworter, mit Atomenergie ließen sich die Kyoto-Klimaziele leichter erreichen, zu folgen. Die Klimaprobleme müssen wir anders lösen.

Die Gentechnik sehe ich – das mag in dieser Runde Widerspruch hervorrufen – differenzierter: Ich habe volles Verständnis, wenn jemand Genmais oder Gensoja ablehnt. Ein Konzept, das Pflanzen gegen bestimmte Spritzmittel resistent macht und wo die gentechnisch veränderte Pflanze „zufällig“ von derselben Firma erzeugt wird wie das Pflanzenschutzmittel, ist problematisch. Ich halte aber nichts davon, Gentechnik grundsätzlich abzulehnen. Wir

hätten bestimmte Medikamente nicht, würde nicht seit Jahrzehnten gentechnisch geforscht. So gibt es heute kaum mehr nicht gentechnisch hergestellte Antibiotika. Auch in der Landwirtschaft kann Gentechnik Vorteile bringen. Wenn es gelingt, mit Hilfe von Gentechnik Getreidesorten zu züchten, die auch in trockenerem Klima gute Erträge bringen, kann dies eine wirksame Unterstützung gegen den Hunger bedeuten. Solche Pflanzen würden etwa in Afrika südlich der Sahara gedeihen und könnten auch für Europa von Bedeutung werden, wenn die Prognosen der Klimaerwärmung Wirklichkeit werden.

Die Gentechnik erlaubt, die Züchtungsarbeit zu beschleunigen – es müssen nicht immer Fremdgene eingebaut werden. Wenn wir die Forderung nach Entkoppelung von Wirtschaftswachstum und fossilem Energieinput ernst nehmen, dann werden wir auch nicht ohne Energiepflanzen auskommen. Seit auf dem Globus Landwirtschaft betrieben wird, ging es aber immer um die Erzeugung von mehr Nahrungs- und mehr Futtermitteln. Die Erzeugung von Energie oder anderen Rohstoffen aus Pflanzen ist etwas sehr Neues. Wenn wir das wollen – und im Sinne der Nachhaltigkeit macht es sehr viel Sinn –, dann dürfen wir die Gentechnik nicht tabuisieren.

Wenn wir die Erzeugung von Energie oder anderen Rohstoffen aus Pflanzen wollen, dann dürfen wir die Gentechnik nicht tabuisieren.

Weitere Fragen bezogen sich auf den Global Marshall Plan, den zweifelhaften Zwang zum Wirtschaftswachstum, die problematische Perspektive, Arbeitsplätze durch mehr Konsum zu schaffen, sowie die (nichtnachhaltige) Kulturpolitik der EU. Die Referenten gingen darauf in ihren Schlussstatements ein.

Schlussstatements

Franz Fischler:

Das Prinzip der Vorteile für beide Seiten, das die EU-Erweiterung bestimmt, ist selbstverständlich auch auf globaler Ebene anzuwenden. Viele Ansätze der Entwicklungszusammenarbeit scheitern daran, dass die kleinen Bauern, Handwerker oder Ladenbesitzer keinen Zugang zu Geldmitteln für Investitionen haben. EU-Gelder für Entwicklungshilfe verfallen oft wegen der fehlenden Vorbedingung für Investitionen, nämlich den nötigen Eigenbeitrag der betroffenen Staaten aufzubringen.

Auch fehlt bei den *Banken* oft das Know how, wie Kredite breiter gestreut vergeben werden können. Wir brauchen das, was etwa ein Herr Raiffeisen vor mehr als hundert Jahren bei uns mit kleinen Kassen für Sparer und Kreditnehmer aufgebaut hat. Die Europäische Entwicklungsbank hat für Kleingewerbetreibende in osteuropäischen Ländern solche Banken auf die Beine gestellt, für den Landwirtschaftsbereich fehlen solche Finanzierungsinstitute noch völlig. Die internationale Organisation des Bankensektors mit ihren Fonds und anderen Anlagemöglichkeiten läuft darauf hinaus, dass mehr und mehr große Konzerne finanziert werden und der Mittelstand finanziell ausgehungert wird. Bisher begreifen nur sehr wenige Mittelständler, dass sie eigentlich zu den Verlierern zählen. Wenn hier aber ein Umdenken stattfindet, dann erreichen wir jene kritische Masse, die es uns ermöglicht, auch international Strukturen zu verändern.

Bisher begreifen nur sehr wenige Mittelständler, dass sie eigentlich zu den Verlierern zählen.

Zur Frage des Wohlstands und Lebensstils: Schon die Bergbauern hatten sich vor Jahrzehnten – ich meine zu Recht

– über das Argument geärgert, sie sollten sich nicht über ihre schlechten Einkommen beschweren, da sie dafür ja in guter Luft und gesunder Umgebung lebten. Wenn ich einem Arbeitslosen Festspielkarten schenken würde, damit er wenigstens ein Kulturerlebnis hat, so wäre dies ähnlich absurd. Dass aber jemand einen höheren Wohlstandszuwachs haben kann, wenn er sich statt noch eines Autos oder eines zusätzlichen Urlaubs mehr Zeit gönnt, etwa um einige gute Bücher zu lesen, leuchtet ein. In diesem Sinne ist unser Verständnis von Wohlstand weiter zu entwickeln.

Zur Nachhaltigkeit der EU-Strukturen: Es gibt gute Beispiele dafür, wo die EU-Institutionen nachhaltiger gehandelt haben als einzelne Mitgliedstaaten. Letztlich sind es aber die Nationalstaaten, die Nachhaltigkeitsstrategien verabschieden und umsetzen müssen. Das Kulturbudget der EU geht gegen Null, da noch zu kürzen ist sinnlos. Ob aber ein größeres EU-Kulturbudget sinnvoll wäre, ist genauer anzusehen. Wenn sich EU-Institutionen nun auch in die Kultur einmischen, könnte in Gefahr geraten, was die Qualität der europäischen Kultur ausmacht: ihre Vielfalt an Literatur, Sprachen, Musik usw. Die Gefahr bestünde, dass bei einer zentralistischen Kulturförderung durch die EU Normen festgelegt würden, was (förderungswürdige) Kultur ist und was nicht. Das wäre wahrscheinlich der Anfang vom Ende der Vielfalt der europäischen Kultur. Eine andere Frage wäre, ob die EU sich stärker an Kulturprojekten beteiligen soll, etwa wie in der Strukturpolitik. Die Regionen entscheiden, was sie machen wollen und erhalten für Projekte zusätzliche Mittel aus dem EU-Topf. Wir sind dann aber bei der Frage, was die EU in Summe

Wenn sich EU-Institutionen nun auch in die Kultur einmischen, könnte in Gefahr geraten, was die Qualität der europäischen Kultur ausmacht: ihre Vielfalt.

Die EU kann nicht immer neue Aufgaben übernehmen, ohne dass die Mitgliedstaaten zusätzliche Mittel zur Verfügung stellen.

kosten darf. Zur Zeit verfügt die EU über ein 1/45 dessen, was die Nationalstaaten ausgeben. Ein Prozent des europäischen Bruttosozialprodukts fällt auf die EU, 45 Prozent auf die Mitgliedstaaten. Die EU kann nicht immer neue Aufgaben übernehmen, ohne dass die Mitgliedstaaten zusätzliche Mittel zur Verfügung stellen. Es geht also um die Frage, wo es Sinn macht, Aufgaben gemeinsam anzugehen und wo die Mitgliedstaaten besser berufen sind. Die Frage des europäischen Mehrwerts wäre aus meiner Sicht insbesondere im Bereich der Forschung gegeben, weil so Entwicklungen und Innovationen effizienter, konzentrierter und wettbewerbsfähiger vorangetrieben werden könnten. Jeder Euro, der in einem Forschungswettbewerb auf europäischer Ebene ausgegeben wird, ist wesentlich effizienter als ein Euro, der in 25 verschiedenen Staaten investiert wird.

Die Landwirtschaft ist aus historischen Gründen sehr früh zur EU-Sache geworden. 40 Prozent der EU-Mittel gehen heute in die Landwirtschaft – das erscheint viel, aber Landwirtschaft ist eben fast die einzige Aufgabe, die sehr stark auf die EU übertragen wurde. Die landwirtschaftliche Bevölkerung der EU beträgt derzeit 6 Prozent. Wenn wir nun nationale und EU-weite Mittel für die Landwirtschaft zusammennehmen, dann macht dies nur 1 Prozent des europäischen Bruttosozialprodukts aus. Die Landwirtschaftsförderung ließe sich aber durchaus wieder stärker auf die Nationalstaaten verlagern.

Wolfgang Sachs:

Auf drei Dinge möchte ich, wenn mir noch etwas Zeit-
rabatt gewährt ist, eingehen. Es wurde in der Diskussion
etwas sehr viel darüber gesprochen, dass wir alle an den
Problemen beteiligt sind. Nach dem Orwellschen Prinzip
„Alle sind gleich, nur einige sind gleicher“ ist festzuhalten,
dass nicht alle gleich verantwortlich sind.

Die Machtstrukturen und die Interessen bestimmter Grup-
pen spielen eine wesentliche Rolle. Sagen wir es konkret:
Die Vorstandschefs jener Unternehmen, die die neuen
Geländewagen erfunden haben, sind ökologisch gesehen
kriminell. Im Grunde geht es um eine strukturelle Hilf-
losigkeit, etwa – um ein anderes Beispiel zu nehmen –
gegen das Aufkommen der Billigflüge. Wenn diese Ent-
wicklung nicht politisch durch neue Rahmensetzungen
unterbunden wird, dann können wir jenseits aller schönen
Sonntagsrhetorik den „Kyoto“-Vertrag in den Papierkorb
werfen.

Die Menschen sehen die Probleme durchaus, aber sie füh-
len sich hilflos. Wir leben in einer Art Unregierbarkeit
sowie in Doppelzüngigkeit. 1992 haben sich zwar die
VetreterInnen aller Staaten bei der UN-Konferenz für
Umwelt und Entwicklung in „Rio“ zur Nachhaltigkeit
bekannt, aber das geht nicht zusammen mit dem, was zwei
Jahre später in Marakesch mit der Gründung der WTO
beschlossen wurde: nämlich grenzen- und bedingungsloser
Freihandel. Zugespitzt gesagt: Marakesch hat Rio geschla-
gen. Im Dezember letzten Jahres gab es in Montreal die
große Klimakonferenz, zwei Wochen später in Hongkong
jene der WTO. Die Ergebnisse beider Meetings lassen
vermuten, dass sie auf zwei unterschiedlichen Planeten
stattgefunden haben. Aber es sind dieselben Regierungen.

**Die Menschen
sehen die Pro-
bleme durch-
aus, aber sie
fühlen sich hilf-
los. Wir leben in
einer Art Un-
regierbarkeit
sowie in
Doppelzün-
gigkeit.**

**„Besser leben“
hat mit Ästhetik
und Kultur zu
tun, mit Ge-
schmacks-
bildung, mit
Gelingen.**

Es herrscht eine strukturelle Hilflosigkeit, die den Entscheidungsträgern nicht immer bewusst ist, die sie aber nicht der Verantwortung entzieht.

Zum irreführenden Begriff „Konsumverzicht“: Ich spreche lieber von Desinteresse, weil einem anderes wichtiger ist. Das Besondere an unserer Anstrengung heute ist, dass es nicht nur ums Überleben geht. Wenn wir Ökologie nur in der Kategorie des Überlebens denken, sind wir schon verloren. Handeln nur, um zu überleben, löst die falschen Instinkte und Reflexe – den Kampf aller gegen alle – aus. Es geht um die Frage, wo das, was der Welt dienlich ist, auch uns selber dient. Es geht um 'Schöner leben', um 'Besser leben', um 'Verantwortlicher leben' – so dass wir das Gefühl haben können: so ist es richtiger. Das hat mit Ästhetik und Kultur zu tun, mit Geschmacksbildung, mit Gelingen. Weniger oder langsamer ist da in der Tat oft gelungener. Das dem Konsumwahn entgegenzuhalten, ist das Ziel.

Zur Diskussion über das „Wegschauen“: Ich denke, wir sind nicht die Retter der Welt. Wir haben das zu tun, was in unseren Möglichkeiten liegt. Es geht bei Nachhaltigkeit nicht um eine Managerkonfliktlage: hier das Problem und da die Lösung. Solche Veränderungen dauern oft Jahrhunderte. Nehmen wir das Beispiel „Religionsfreiheit“: es gibt hier wohl große Fortschritte, aber gelöst ist das Problem noch lange nicht. Auch die Fragen der Endlichkeit und Ökologie werden uns noch länger begleiten. Veränderungen laufen auf zwei Ebenen: es geht um das Zusammenwirken externer Krisen wie Klimawandel, Hurrikans, Gewaltaufstände oder Terrorismus mit den all-

mählich heranwachsenden Alternativen. Als die BSE-Krise ausbrach, konnte sich Gerhard Schröder – so ein Beispiel – vor das deutsche Parlament hinstellen und seine Lösung verkünden: die biologische Landwirtschaft. Ich nehme an, Schröder wusste nicht viel über Biolandbau, aber er konnte, weil einzelne Pioniere seit dreißig Jahren daran gearbeitet haben, nun die Lösung aus der Schublade ziehen. Experimente von Minderheiten, Netzwerke abseits des Mainstreams können sehr rasch ins Zentrum rücken, wenn die Krise es verlangt.

2.

Die Kunst, in die Zukunft zu handeln.

Nachhaltigkeit als ästhetisches Prinzip

Die Kunst, gemeinsam in die Zukunft zu handeln

Olaf Schwencke

„Die Kunst, in die Zukunft zu handeln“, so lautete die Überschrift, die ich einem Artikel aus Anlass von Robert Jungks 90. Geburtstag vorangestellt habe. Ich freue mich, dass sie hier für dieses Gespräch, das ja unter dem großen Arbeitstitel „Ästhetik und Nachhaltigkeit“ stattfindet, aufgegriffen wurde. Für heute möchte ich den damaligen Leitsatz um ein zentrales Wort erweitern, um das Wort „gemeinsam“. Meine Überschrift soll also lauten: „Die Kunst, gemeinsam in die Zukunft zu handeln.“

Ästhetik hat nicht nur mit Kunst im engeren Wortsinn, sondern auch speziell mit dieser Kunst viel zu tun. Und wie das Ziel von Nachhaltigkeit letztlich im Erhalt der Gattung Mensch besteht, besteht die unverzichtbare, die existentielle Voraussetzung von Nachhaltigkeit in der Fähigkeit zur Gemeinschaft. Von den Anfängen der Menschheit her ist das Dasein von Gemeinschaft, ist die Existenz gesellschaftlicher Gebilde mit Ästhetik und Kunst verknüpft. Ich wage die Behauptung: demokratisch-plurale gesellschaftliche Systeme sind ohne Kunst nicht lebensfähig. Das waren sie nie, und sie werden es immer weniger sein.

Es geht mir um einen Neu-Versuch zu einer Definition von Nachhaltigkeit im aktuellen Kontext. „Nachhaltigkeit als kulturpolitisches Prinzip“ lautete das Thema meiner seinerzeitigen Antrittsvorlesung an der FU Berlin (2002). Ich möchte die Herleitung des Kulturwissenschaftlers und Kulturpolitikers hier nicht noch einmal im Detail



Gesellschaftliche Systeme sind ohne Kunst nicht lebensfähig.

Die große Aufgabe der Kunst ist es, die Gesellschaft ständig zu konfrontieren mit anderen Möglichkeiten.

nachvollziehen, doch einleitend so viel in aller gebotenen Kürze sagen: Einerseits lässt sich – jedenfalls für den sein moralisch-politisches Handeln reflektierenden Menschen – das Prinzip Nachhaltigkeit bereits in frühen Dokumenten der Kulturpolitik (etwa Arc et Senans 1972) nachweisen, andererseits tritt es erst im Kontext der Ökologie-Debatte des letzten Dezenniums ins Bewusstsein der Kulturpolitik: *Expressis verbis* als Leitmotiv „Kunst als Nachhaltigkeit“ beim ersten Bundeskongress der Kulturpolitischen Gesellschaft (Berlin 2001) „*kunst.macht.kulturpolitik*“. Auch wenn der Begriff in den Diskussionen über Kunst und ihre gesellschaftlichen Wirkungen kaum verwendet worden war. Es handelte sich bei dieser Problemsicht um einen Meilenstein der Selbstbesinnung für die Ziele der Kulturpolitik. Die Verfasser des „*Tutzinger Manifests*“ (2002) haben die Bedeutung der Kunst und des Ästhetischen für das Prinzip Nachhaltigkeit ebenso deutlich herausgearbeitet wie später die *51. Biennale* in Venedig (2005) mit ihrem Signal, ästhetisch-politisch Abschied zu nehmen von Event und Spektakel.

Letztlich hat *Robert Jungk* dafür bereits in den frühen 70er Jahren den Weg gewiesen. Wie die meisten Zukunftsforscher hatte er sich zunächst mit der vermeintlichen künftigen Entwicklung von Wirtschaft, Wissenschaft und Technik befasst: „Aber diese Prognose-Arbeit erschien mir bald als höchst unbefriedigend. Sie ließ das Wichtigste aus: den Menschen selbst“, schrieb er selbstkritisch in den *Plädoyers für eine Neue Kulturpolitik* (1974). Und dann folgt einer seiner Kernsätze – unsere heutige Thematik „Kunst als Zukunft“ betreffend: „Die große Aufgabe der Kunst ist es, die Gesellschaft ständig zu konfrontieren mit ande-

ren Möglichkeiten ... Der Künstler ist der ewige Revolutionär, der die Gesellschaft mit dem anderen, ... dem noch nicht Erfassbaren konfrontieren kann.“ Daraus folgert er: „Die Kunst ist also für unsere Zukunft so notwendig wie das Atmen. Ohne Kunst würde der Mensch das Essenzielle des Menschseins verlieren.“¹⁾

Über Ästhetik und Kunst gibt es eine breit gefächerte Debatte wissenschaftlicher Spezialisten. Dazu will ich nichts Neues beitragen. Als Kulturpolitiker bin ich aber aufgefordert, sie zur Kenntnis zu nehmen und mich solcher Überlegungen zu vergewissern und zu bedienen, die manches erklären können.

Dass Ästhetik und Kunst nicht gleichbedeutend sind, ist klar. Ebenso klar ist, dass sich nur im konkreten Einzelfall beurteilen lässt, ob und wann etwas Kunst genannt werden kann. Dass es dieser Urteile bedarf, steht für eine banale Tatsache: die Gesetze des „Schönen“ oder „Ästhetischen“ können durchaus angewandt werden, ohne dass man es nachher auch mit Kunst zu tun hat. Aber was haben sie nun miteinander zu tun?

Seit ihren Anfängen wird Kunst ja erst dann zur Kunst, wenn sie „lesbar“ ist. Das trifft für den einfachen Formgehalt schon der Höhlenzeichnungen zu, erst recht für den Tanz, in dem Produzenten und Rezipienten ja noch in unmittelbar gleichzeitiger Produktion und Wahrnehmung von Kunst zusammenfallen.

Im Zeitraffer der Jahrtausende ist kunstgeschichtlich viel geschehen. Die Kunst hat weitgehende Unabhängigkeit von Ort und Zeit erlangt. Sie verdichtet unendlich komplexe Zusammenhänge. Die Produzenten von Kunst bedienen sich einer differenzierten Formensprache, die eine Unzahl von Symbolen und Chiffren entwickelt hat.

Die Kunst ist also für unsere Zukunft so notwendig wie das Atmen. Ohne Kunst würde der Mensch das Essenzielle des Menschseins verlieren.

**Die Wirkung
von Kultur und
Kunst auf die
Veränderung
des Denkens ist
außerordentlich
wichtig.**

Das gilt für Wort, Bild und Ton. Damit Kunst wirklich zu Kunst wird, damit sie allgemeine Bedeutung und Relevanz erhält, muss sie beim Rezipienten „ankommen“. Wir haben – nicht zuletzt von den „Kleinen Unterschieden“ Pierre Bourdieus gelernt, dass Kunst, gerade wegen des notwendigen souveränen Umgangs mit Formensprache und der daher rührenden Urteilsfähigkeit, ein Merkmal von Distinktion, ein Element von Herrschaftsbildung im doppelten Sinne ist.

In der modernen Gesellschaft ist Bildung die Voraussetzung für die Existenz von Kunst. Wieso und warum brauchen wir ästhetische Kompetenz und Kunst für nachhaltige Entwicklungen?

„Die Wirkung der Kultur und der Kunst auf die Veränderung des Denkens (ist) außerordentlich wichtig. Sie setzt sich in der Kunst viel eher durch als im wissenschaftlichen Denken,“ wie Robert Jungk in einem Interview sagte „Ich ... fand heraus, dass sich große Veränderungen zuerst immer in der Kunst, das heißt in der Kultur ankündigen. Künstler sind bessere Prognostiker als Wissenschaftler und Wirtschaftler.“²⁾ Damit ist gesagt, dass Kunst nicht nur im Blick auf die gesellschaftlichen Eliten bzw. auf Macht- und Herrschaftsverhältnisse bezogen ein Instrument der Distinktion darstellt, sondern dass sie auch in einem originär kulturellen Sinne eine Avantgardefunktion einnimmt.

Es gibt – da hat Robert Jungk wiederum vollkommen recht – eine originäre Begabung der Menschheit, mit dem vorhandenen unübersehbaren Universum von Information und Wissen vorausschauend umzugehen. Das ist die Begabung zur Kunst. Von den Anfängen der Höhlen-

malerei an besteht sie in dem Vermögen, eine Unzahl von Informationen, Einflüssen, Wirkungen, Wünschen, Ängsten, Ereignissen und Erinnerungen so zu verdichten, dass das für die Gemeinschaft wirklich bedeutsame nicht nur artikulierbar, sondern auch lesbar – also kommunikel wird.

In dieser Fähigkeit zur Verdichtung, zur Auswahl des Bedeutsamen und zur kritischen Synthese besteht die avantgardistische Potenz der Kunst. Sie ist unverzichtbar und durch keine andere Weise geistiger oder praktischer Auseinandersetzung substituierbar. Um es auf den Punkt zu bringen: Ohne Kunst kann die postmoderne, fragmentierte Gesellschaft keine Urteilsfähigkeit über ihre Geschehnisse erlangen.

Gerade im Hinblick auf Nachhaltigkeit erscheint die Begabung der Kunst zur urteilsfähigen Prognose und damit ihr tatsächlich avantgardistisches Potenzial entscheidend. Ihre Bedeutung für die menschliche Gesellschaft geht aber weit darüber hinaus. Mindestens ebenso entscheidend ist, dass ohne Kunst keine erfolgreiche gesellschaftliche Kommunikation über die Abfolge von Generationen in Jahrtausenden und über Kontinente hinweg stattfinden könnte. Die erfolgreiche Kommunikation über Raum und Zeit hinweg ist Existenzbedingung der Menschheit, ist Voraussetzung für die Möglichkeit des zivilisatorischen Prozesses.

Niklas Luhmann hat uns mit seiner Kommunikationstheorie ein wunderbares Instrument zum Verständnis der Lebensweise gesellschaftlicher Organismen zur Verfügung gestellt. Sehr kurz gesagt geht diese Theorie bekanntlich davon aus, dass Gesellschaften – wie auch Individuen – kommunizierende Systeme sind, die ihr Verhalten in einem

**Ohne Kunst
kann die post-
moderne, frag-
mentierte
Gesellschaft
keine Urteils-
fähigkeit über
ihre Geschehnisse
erlangen.**

Nicht nur das Individuum, sondern auch die Gattung Menschheit ist für ihre Existenz und Entwicklung auf „gefühlsgеprüfte“ Erfahrung angewiesen.

auf Informationsaustausch und –verarbeitung beruhenden permanenten Lernprozess optimieren. Das heißt, diese Systeme müssen in der Lage sein, aus dem Informationsaustausch heraus festzustellen, was ihre Existenz gewährleistet und befördert, die entsprechenden Ergebnisse als Erfahrungen zu speichern und neue Information am Maßstab der vorhandenen Erfahrungen zu beurteilen. Der Lernprozess, der Grundlage allen Lebens von Kommunikationssystemen ist, ist also existenziell auf einen Erfahrungsbestand angewiesen.

Nun ist aber Erfahrung mehr als bloßes Wissen. Der Unterschied zwischen Erfahrung und Wissen und gleichzeitig die Grenzen der Übermittlung einfachen Sach- oder Faktenwissens für menschliches Verhalten lassen sich am schlichten Beispiel des Kindes, das die Hitze und Gefährlichkeit des Feuers erlernen muss, darstellen. Solange ihm die Mutter nur sagt, der Ofen sei heiß und es solle die Finger lieber von ihm lassen, hat das keine Auswirkung auf sein Verhalten. Es muss erst den Schmerz spüren, um ihn künftig zu vermeiden. Menschliche Erfahrung als entscheidende Grundlage von menschlichem Verhalten bedeutet immer eine Dualität von Ratio und Emotion. Was gut tut, wird als angenehm gespeichert und wiederholt, was schmerzt, wird als gefährlich gespeichert und vermieden.

Es ist nicht nur das Individuum, sondern auch die Gattung Menschheit für ihre Existenz und Entwicklung auf „gefühlsgеprüfte“ Erfahrung angewiesen. Die Frage ist: Wie stellt sie das an? Welche Instrumente stehen ihr zur Verfügung, um einen Schmerz oder ein Glück, die vor Jahrtausenden oder Jahrzehnten empfunden wurden, noch im Jetzt als Erfahrung fühlbar zur Verfügung zu

haben?

Am Ende hat sie nur eines, das tatsächlich imstande ist, Emotionen über Raum und Zeit hinweg zu tragen. Das ist die Kunst. Ich behaupte: Ohne Kunst gibt es keine Gattungserfahrung der Menschheit.

**Ohne Kunst
gibt es keine
Gattungs-
erfahrung der
Menschheit.**

Abschließend: Sustainable Mozart

Am Beispiel von Mozart ist treffend darauf zu verweisen, dass nicht nur Kunst existentielle Voraussetzung von Nachhaltigkeit ist, sondern dass auch umgekehrt die Fähigkeit zur nachhaltigen Wirkung eines Werkes darüber entscheidet, ob es sich letztlich um Kunst handelt.

Wer etwa Mozarts Klavierkonzert Nr. 24 in c-Moll (KV 491) aus dem Jahre 1786 hört und darüber – namentlich über den zweiten Satz, das Larghetto in Es-Dur – nicht begreift, um was es essenziell bei „Kunst und Nachhaltigkeit“ geht, hat nichts vom Eigentlichen der Kultur erfasst: Was Freude und Heiterkeit, was schließlich auch unendliche Trauer, was Liebe und Tod bedeuten, das teilt sich – durchgehend – bei Mozart mit. Ja für ihn, den hier vor 250 Jahren geborenen Sohn dieser Stadt, trifft in höchstem Maße zu: dass Kunst wirklich Kunst nur genannt werden kann, wenn sie sich mit gesellschaftlich relevanten, mit menschlich essentiellen Fragen nachhaltig und gestaltend auseinander setzt. Hic habitat felicitas!

1) Robert Jungk „Kunst als Zukunft“. In: Olaf Schwencke u. a. (Hrsg.), Plädoyers für eine neue Kulturpolitik. München 1974. S. 94-102

2) Ein Leben als Praxis einer Kulturtheorie, Interview von Roland und Janne Günter mit Robert Jungk, in: Kulturpolitische Mitteilungen Heft 42, III/1988, S. 9-15. Vgl. auch: Erster Teil des Interviews und Jungk-Würdigungen (Olaf Schwencke, Dieter Pforte, Dieter Baake), in: ebd. Heft 41, II/1988, S. 7-18

Über die Nachhaltigkeit durch Kunst.

Am Beispiel des Verhältnisses von Kunst und Kirche

SJ Friedhelm Mennekes



Was bringt immer mehr Theologen dazu, neuzeitliche Bilder in ihre Räume zu holen, Ausstellungen zu organisieren und der Kunst damit ein neues Publikum zuzuführen? Vor nicht allzu langer Zeit wurden über 1000 solcher Orte in deutschsprachigen Ländern gezählt, wo eine derartige Begegnung stattfand. Die in Generationen aufgebauten Sperrn aus Angst oder Vorurteil wurden so infragegestellt oder zumindest zeitweilig niedergelegt. Für manche Gemeinden war dies ein Aufbruch; für andere freilich nicht selten eine lebendige Begegnung wie im Vorübergehen – und schnell war die Restauration der traditionell fixierten Ikonographie nach einem Fehltritt zur Stelle. In jedem Fall: Kommt die Kunst in die Kirche, machen alle die praktische Erfahrung, dass zwischen ihr und der Kirche eine Spannung besteht. Und die lässt sich nicht so leicht aus der Welt schaffen.

Die Problemlage hat mit einem sehr langen Missverhältnis zu tun. Die Kirche traut der Kunst nicht über den Weg; die Kunst meidet die Kirche, die ohnehin mit ihrem oft unreflektierten biblischen Bilderverbot keine klare Einstellung zum Bild hat. Oft gilt in frommen Kreisen: Die Kunst hat dem Glauben zu dienen, sich einzufügen, unterzuordnen und allenfalls didaktische Dienstleistungen zu erbringen. Keine sonstigen Erwartungen. Wozu auch?! „Der Glaube kommt vom Hören“, hieß es bei Paulus.

„Das *Wort* allein genügt“, skandieren seine eifrigsten Jünger. Solche Sprüche steckt ein Künstler nicht unverletzt weg. Darum sieht die Kunst in den Kirchen Enge, Gestrigkeit, Unfreiheit, Selbstgefälligkeit, Intoleranz. Wie oft haben Künstler dies erfahren müssen! Zudem sind die Gotteshäuser ohnehin kunstfremd eingerichtet, überfrachtet, bar jeglicher ästhetischen Sensibilität. Man sehe sich nur die Altarräume an!

Dennoch bricht es auf, ein neues Interesse an einem neuen Verhältnis. Etwas bewegt sich. Die Gründe dafür sind vielfältig. Sie haben mit Veränderungen sowohl in den Kirchen wie in der Kunst zu tun. Einer der Künstler, die in der Kölner Kirche Sankt Peter ausstellten, ist der Franzose Christian Boltanski. Er bringt die ungebrochene Faszination von den Gotteshäusern in einem Kataloggespräch auf den Punkt: „Kirchen sind für mich Räume, in denen Menschen im Gebet ihre entscheidenden Fragen stellen. Sehr oft taten und tun sie das vor wunderbaren Bildern. Daher ziehe ich persönlich Kirchen als Orte für Ausstellungen allen anderen vor.“ In solchen Äußerungen spricht sich ein neuer Respekt vor dem Glauben und der Kirche aus. Jahrhunderte lang war er zwischen Kunst und Kirche tonangebend. Aus solchen *guten* Tagen steckt den Künstlern zudem das stolze Bewusstsein in der Brust, dass sie selbst es sind, die mit ihren eigenen Mitteln in die Dimensionen des Geistigen auslangten und dass sie – wieder Boltanski – der Spiritualität eines religiösen Ortes einen zusätzlichen Resonanzkörper zu verleihen wüssten. Wie auch immer, heute sind Religion und Kunst auf der Basis der Kultur zwei offene Systeme, die ihre gemeinsame Grundlage in Symbolen und Zeichen haben, die auf beiden Seiten rational nicht zu erklären sind, deren

**Kirchen sind
für mich Räume,
in denen
Menschen im
Gebet ihre ent-
scheidenden
Fragen stellen.**

**Die Kunst will
in einer ihr
eigenen Unruhe
stets über das
Erreichte
hinaus.**

Einfluss aber heute auf alle rationalistischen Verkürzungen des Weltverstehens so befreiend wie nachhaltig zu wirken vermögen.

So hat denn auch die Kirche an vielen Stellen ihre Sympathien zur modernen Kunst neu entdeckt. Was sie hier bewundert und bestaunt, denke ich, ist der Mut und die Kraft der Kunst zu permanenter Bewegung. Die Kunst will in einer ihr eigenen Unruhe stets über das Erreichte hinaus. Dies ist am Ende mühsam errungen und immer eingebettet in ein ungesichertes Suchen. Das künstlerische wie jedes geistige Tun vollzieht sich in der Dialektik von Setzen und Hinterfragen, von Zutrauen und Zweifel. Dieser Zweifel ist das eigentliche 'movens', die treibende Kraft, das Schöpferische in der Bewegung. Vielleicht ist es gerade die Art, wie die Kunst mit diesem Zweifel umgeht, welche die Kunst bei vielen Theologen – bewusst oder unbewusst – in so hohem Kurs stehen lässt. Von Haus aus ist dem Glauben der Zweifel ja nicht fremd. Aber er tut sich im Alltag damit schwer. Auch die Religion ist ein permanent unsicherer Ausgriff auf die Welt. Ihr Kern ist die Option, dass zur Welterfahrung auch das Nichtwahrnehmbare, das Transzendente hinzukomme. Erst von hier aus gewinne der Mensch sein Maß. Aber dieses Wissen ist brüchig. Zwar ruht der Glaube auf einem gemeinschaftlich getragenen Credo, doch muss es der einzelne für sich immer neu erringen, bedrängt von Gewöhnung und Langeweile, Grenzerlebnissen und Vanitas-Anmutungen oder schlicht von einer intellektuellen Müdigkeit. Darum lebt auch der Glaube im Zweifel, sozusagen im Schmerz seiner permanenten Geburt. Dennoch spielt der Zweifel auf den Kanzeln wie im Alltag der meisten Gläubigen eine untergeordnete Rolle. Darin ist sich der Glaube heute

selbst entfremdet. Um so mehr ist der Zweifel in der Kunst zu Hause. Hier geht er bis in den Zweifel an sich selbst. Doch setzt die Kunst die Kreativität dagegen, das neue Werk, selbst dann, wenn sie kurz darauf wieder ins Schwanken zurückfällt. Die Kunst lebt aus einer Energie, sich gegen den Zweifel gestaltend zu behaupten. Hier hat sie ihre spirituelle Kraft. Darin liegt die tiefste Faszination, die die Kunst auf den Glauben ausübt.

Zwischen Kunst und Kirche geht es nicht um Bilder an dieser oder jener Wand, auch nicht um Ausstellungen. Es geht um den geistigen Raum und seine kreative Gestaltung, und es geht um die Frage, ob man ihn frei machen will, ob man bereit ist, den Raum zu entrümpeln. Die Kunst hat nur dann eine Chance, wenn man ihr einen Raum zur spirituell inspirierten Intervention anträgt. Da darf keine Angst als Bremse herrschen. Künstler hegen einen tiefen Respekt vor solchen Räumen.

Die Kunst will letztlich in der Kirche keine Bilder zeigen, sie will das Sehen selbst initiieren, will den Glauben in eine neue Perspektive stellen, im Sichtbaren wie im Unsichtbaren, sinnlich wie geistig; sie will Atmosphären verdichten und den Menschen über sich hinausheben – und am Ende zu sich zurück, zu seiner Erde, zu seinem Nächsten und zu Gott. Warum liebt Boltanski die Kirche? „Weil hier eine Collage aus meinem Werk und dem vorgefundenen Zweck des Gebäudes entsteht.“

Den entscheidenden Beitrag, d.h. den nachhaltigsten, den die Kunst der Kirche und der Welt von heute geben kann, besteht in der Möglichkeit, dem Menschen neue Erfahrungen zu eröffnen, die im Laufe der letzten Jahrhunderte verloren gegangen sind. Zuvor waren die Interessen

Die Kunst lebt aus einer Energie, sich gegen den Zweifel gestaltend zu behaupten. Hier hat sie ihre spirituelle Kraft.

Die Kunst stellt sich der Realität, wie sie ist, den Sphären des Sinns, der über das bloß begrifflich Rationale hinausgeht.

an der Kunst darauf reduziert, dass sie Abbilder verfertigt, Anschauungen, Reproduktionen, Illustrationen. Aber es geht ihr nicht um eine Welt aus zweiter Hand. Die Kunst stellt sich der Realität, wie sie ist, den Sphären des Sinns, der über das bloß begrifflich Rationale hinausgeht. Kunst berührt Vernunft und Sinnlichkeit, das Körperliche und das Geistige. In der Kunst erfährt der Mensch sich selbst. Das Erlebte wird in ihr verlebendigt und ereignisnah. Kunst und Theologie konfrontieren mit dem Erschrecken der Sinne, die sie buchstäblich alarmieren. In der Einheit mit der Kunst wird z.B. das subjektlose, wirklichkeitsferne und formelhafte Reden über Gott und die Welt, wie es in der Theologie vorherrscht, überwunden.

Die Kunst in der Kirche lehnt die immer wieder eingengte Frage nach den Inhalten und den Illustrationen des Glaubens ab. Wenn wichtige Künstler sich in der Kirche selbst nicht mehr ernst genommen fühlen und entsprechende Aufträge und alle Gespräche drum herum ablehnen, dann mag das von Seiten der Kirche zwar zu bedauern sein, aber etwas anderes als diesen Umstand zu respektieren, bleibt ihr nicht übrig. Will die Kirche der Kunst begegnen, muss sie sich auf sie einlassen. Dies allerdings lohnt sich. Wenn auch die Kunst der Kirche weitgehend skeptisch bis ablehnend gegenübersteht, bedeutet das nicht die Negation von Spiritualität und Transzendenz. Das belegt das reiche Spektrum vieler religiös bedingter oder motivierter Kunstwerke gerade in der Moderne. Doch diese sind stilistisch und inhaltlich anderer Art als die der früheren Kunst. Darum bedeutet auch der Aufruf, die Kirchen weitgehend leer zu räumen, keineswegs die Ablehnung des sakralen Raums, sondern im Gegenteil die Freiheit für eine neue Auseinandersetzung. Bedingung für

einen neuen Umgang mit der Kunst in Kirche und Gesellschaft ist der Respekt vor der Eigenständigkeit und Selbstständigkeit der Kunst. Das bedeutet die Infragestellung der dominant illustrativen Funktion der Kunst und die Relativierung der traditionellen Ikonographie; das bedeutet aber auch eine Öffnung zur Form als solcher und zum kreativen Umgang mit ihr. Gemeint ist hier eine Kreativität, die sich vom Grund her neu aufbaut. Das hat seine Voraussetzung in der räumlichen Leere und im kritischen Umgang mit allen Komponenten des künstlerischen Schaffens und Sehens. Um es mit Susan Sontag zu sagen: „Heute geht es darum, dass wir unsere Sinne wiedererlangen. Wir müssen lernen, mehr zu sehen, mehr zu hören und mehr zu fühlen.“ (1964)

Bedingung für einen neuen Umgang mit der Kunst in Kirche und Gesellschaft ist der Respekt vor der Eigenständigkeit und Selbstständigkeit der Kunst.

Als Fazit ergeben sich aus dem Dargelegten *sieben Grundsätze* für einen neuen und nachhaltigen Umgang mit der modernen Kunst in der Kirche:

- 1. Die Geschichte der christlichen Ikonographie als Illustration des Glaubens ist abgelaufen.*
- 2. Nur die Leere kann dem Kunstwerk die Chance eröffnen, in den Raum hinein zu wirken.*
- 3. Der Sinn neuer Kunst besteht in einer atmosphärischen Aufladung des sakralen Raums.*
- 4. Neue Kunstwerke sollten nur zeitlich begrenzt in die Kirche Eingang finden.*
(Georg Baselitz: „Bilder, die nicht neu sind, sieht man nicht!“)

5. Jedes neue Werk braucht die Vermittlung einer kritischen Auseinandersetzung.

6. Kunst und Glaube sollten sich gegenseitig in Frage stellen, eber robust als zimmerlich.

7. Im erneuerten Sehen hat die Kunst ihr Ziel nicht im Besitz eines oder mehrerer Werke.

Was wäre gewesen, wenn Mozart länger gelebt hätte?

Peter Ruzicka

Ich gestehe gerne, dass das Nachdenken über unsere heutige Themenstellung bei mir als Musiker, und als solcher möchte ich mich in dieser Runde äußern, einige recht verschlungene Gedankengänge ausgelöst hat. Denn die Begrifflichkeit der „Nachhaltigkeit“ kennzeichnet doch eher ein perspektivisches Denken in den Bereichen Wirtschaft, Soziales und Umwelt, wobei dieses Denken immer stärker normativ zu werden verspricht, bisweilen auch als politisches Programm in Erscheinung tritt.

Im Bereich der Kunstproduktion, und hier meine ich nicht die Kulturpolitik, ist es hingegen eine eher neue Denkweise. Deshalb vielleicht zu Beginn ein kleines Gedankenspiel.

Der Gedanke an den „nachhaltigen Mozart“ führte mich nämlich zu einer alten Lieblingsfrage der Musikforschung: Was wäre gewesen, wenn – Mozart länger gelebt hätte? Welche Richtung hätte die Geschichte genommen, das Urteil der Zeitgenossen, das Schaffen der Jüngerer? Nehmen wir einmal an, Mozart wäre nicht 1791, sondern 1831 gestorben, mit 75 statt mit 35 Jahren. Er hätte Beethoven und Schubert überlebt, die vielleicht beide seine Schüler gewesen wären. Er hätte noch das eine oder andere deutsche Singspiel komponiert und Shakespeare-Opern in italienischer Sprache, er hätte Gedichte von Schiller vertont, mindestens drei weitere Klarinettenkonzerte geschrieben und natürlich Symphonien – monumentale Symphonien von einstündiger Dauer. Vielleicht



**Was wäre
gewesen, wenn
Mozart länger
gelebt hätte?
Welche Rich-
tung hätte die
Geschichte
genommen, das
Urteil der
Zeitgenossen,
das Schaffen
der Jüngerer?**

wäre er am Ende sogar, altersmilde und versöhnlich gestimmt, nach Salzburg zurückgekehrt, hätte einen Landsitz in Aigen bezogen, sozusagen ein „Haus für Mozart“, um dort in späten Jahren eine Schauspielmusik zum „Faust“ zu schreiben. So wäre es gewesen, wer weiß. Aber Mozart starb nicht 1831, sondern 1791.

„Der Mensch muss wieder ruiniert werden!“ bemerkte Goethe im Gespräch mit Eckermann, fast vierzig Jahre nach Mozarts Tod. „Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist“, war Goethe überzeugt. „Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter vonnöten, und die Vorsehung verwendet ihn wieder zu etwas anderem. Mozart starb in seinem sechsunddreißigsten Jahre. Raffael in fast gleichem Alter – Byron nur um wenig älter. Alle aber hatten ihre Mission auf das vollkommenste erfüllt, und es war wohl Zeit, dass sie gingen, damit auch anderen Leuten in dieser auf eine lange Dauer berechneten Welt noch etwas zu tun übrig bliebe.“

In einfachen Worten, klar und unmissverständlich, formulierte Goethe eine Definition der Nachhaltigkeit: „damit auch anderen Leuten in dieser auf eine lange Dauer berechneten Welt noch etwas zu tun übrig bliebe“. Allerdings mag es auf den ersten Blick befremdlich erscheinen, wenn ein Prinzip, das uns im Landbau, in der Forstwirtschaft oder in der Rohstoffförderung unmittelbar einleuchtet, auf die Geistesgeschichte übertragen wird. Bekanntlich herrscht allgemein ja die Ansicht vor, dass Komponisten wie Mozart oder Franz Schubert viel zu früh gestorben seien und keineswegs rechtzeitig, damit anderen noch etwas zu tun übrig bleibe. Doch selbst

wenn man in Mozarts frühem Tod das planvolle Walten der Vorsehung erkennen wollte, käme man nicht an der Tatsache vorbei, dass die Geschichte der Musik in den letzten zweihundert Jahren geradezu verschwenderisch mit Begabungen gesegnet war. Auf Mozart folgte Beethoven, auf Beethoven folgte Wagner, auf Wagner Mahler, Schönberg, Debussy, Bartók, Strawinsky – ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Und schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts schlich sich bei vielen Komponisten ein Gefühl der Resignation ein, der Vergeblichkeit, ein Generationenbewusstsein der Nachzügler und Zuspätkommenden. Die Welt schien einer abgegrasten Weide oder einer leergemähten Tafel zu gleichen. „Wer vermag nach Beethoven noch etwas zu machen?“ klagte Franz Schubert, ein vielzitiertes Stoßseufzer, der sich wie ein Leitmotiv durch das ganze 19. Jahrhundert zieht. An dessen Ende gab sich Gustav Mahler der finsternen Betrachtung hin, dass ein Genie sogar zur Unzeit in die Welt kommen könne, unerkannt und spurlos vorübergehe. „Kein leichtes Amt haben auch die Nachgeborenen, die Epigonen solch großer Geister wie Beethoven und Wagner“, erklärte Mahler in einem Gespräch. „Denn die Ernte ist eingeführt und es sind nur noch die vereinzelt zurückgebliebenen Ähren aufzulesen.“

Es wäre wohl auch ein abwegiger Gedanke, dass sich ein Komponist zugunsten kommender Generationen eine kreative Beschränkung auferlegen sollte.

Nein, ganz offenbar regierte in der Musikgeschichte nie das Prinzip der Nachhaltigkeit. Es wäre wohl auch ein abwegiger Gedanke, dass sich ein Komponist zugunsten kommender Generationen eine kreative Beschränkung auferlegen sollte. Hätte Beethoven nur vier Symphonien schreiben dürfen? Hätte sich Wagner mit dem „Rienzi“ begnügen müssen? Im Gegenteil – Beethoven und

Darin besteht die Gefahr: in der Anwendung eines technologischen Fortschrittsbegriffs auf die Musik.

Wagner durfte es nicht im mindesten kümmern, ob anderen Leuten nach ihnen noch etwas zu tun übrig bliebe. Zumal diese „anderen Leute“ wahrscheinlich niemals die Neunte Symphonie und den „Tristan“ komponiert hätten. Das Verhängnis der Nachgeborenen lag ja nicht darin begründet, dass Joseph Haydn so ungehemmt viele Symphonien geschrieben und Beethoven so rücksichtslos gute Streichquartette komponiert hatte. Die Wurzel des Übels lässt sich vielmehr in dem fatalen Ehrgeiz erkennen, alles bisher Dagewesene überbieten und etwas radikal Neues schaffen zu wollen. Darin besteht die Gefahr: in der Anwendung eines technologischen Fortschrittsbegriffs auf die Musik. In der Mitte des 19. Jahrhunderts gab Richard Wagner die Losung aus, die fortan die Musikgeschichte bestimmen sollte: „Kinder! macht Neues! Neues! und abermals Neues! Hängt Ihr Euch an’s Alte, so hat euch der Teufel der Inproduktivität, und Ihr seid die traurigsten Künstler!“ Nun lässt sich durchaus nicht bestreiten, dass die Suche nach dem Neuen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein eine buchstäblich umwälzende Produktivität heraufbeschwor. Auf die Dauer aber musste die Musik in einem aussichtslosen Wettstreit mit Technik, Wissenschaft und Forschung auf der Strecke bleiben. „Neues! Neues! und abermals Neues!“ Es kam die Zeit, da unweigerlich alles einmal gesagt, jedes Experiment gewagt, neue Instrumente erfunden und alte auf nie gekannte Weise traktiert worden waren. Spätestens in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts war nichts mehr grundsätzlich neu oder unerhört. Das Fortschrittsdogma geriet zu einer fixen Idee. Und das Musikleben drohte auseinander zu brechen: in einen florierenden Museumsbetrieb für die konservative Mehrheit der Konzertbesucher; und in

abgesplitterte Zirkel der Neuen Musik. In der Krise der Neuen Musik aber spiegelte sich nur die allgemeine Krise der westlichen Fortschrittsideologie. „Neues! und abermals Neues!“ – diese Forderung Wagners hatte sich nicht nur überlebt, sondern geradezu ad absurdum geführt. Wie der Glaube an ein Wachstum ohne Grenzen musste auch die ideologische Prämisse eines Fortschritts ohne Ende vor der Realität kapitulieren. Wenn Mozart länger gelebt hätte – vielleicht wäre er im Alter stockkonservativ geworden, und Beethoven und Schubert, seine ehemaligen Schüler, hätten ihn mitleidig belächelt. Aber darauf kommt es nicht, darauf kam es nie an: Auch Johann Sebastian Bach war am Ende seines Lebens ein unzeitgemäßer Musiker, und dennoch gehört sein Spätwerk zu den offenen Rätseln der Musikgeschichte.

Nicht die Neuheit oder Neuartigkeit entscheidet über die Güte eines Kunstwerks, sondern die ungelösten Fragen, die es uns auferlegt. Wir sollten uns von der Kunst keine Antworten erwarten, sondern Fragen – Fragen, auf die wir selbst antworten müssen, mit unserem Denken und Handeln. Sie können eine Symphonie von Mozart oder ein Quartett von Beethoven nicht wie ein Orakel befragen, das Ihnen Auskunft gäbe über Ihre Zukunft. Aber Sie können in der Musik, in der Literatur, in der Malerei eine Frage vernehmen und prüfen, ob das Leben, das Sie führen, das Leben, das Sie beobachten, die richtige Antwort gibt. Oder stumm bleibt. Die Fragen sind seit Jahrhunderten dieselben: uralte Fragen. Aber die Antworten sind immer neu und wiederholen sich nie, solange Musik erklingt und es Menschen gibt, die ihr zuhören. Solange Romane gelesen und Bilder betrachtet werden.

Wir sollten uns von der Kunst keine Antworten erwarten, sondern Fragen - Fragen, auf die wir selbst antworten müssen, mit unserem Denken und Handeln.

Vielleicht sollten wir unserem Denken eine musikalische Richtung geben: ein Bewusstsein für die Fragilität und die Kostbarkeit unserer Existenz.

Die Musik jedoch unterscheidet sich von allen Künsten darin, dass ihr ästhetisches Prinzip nicht die Nachhaltigkeit ist, sondern die Flüchtigkeit. Musik ist die Zeit-Kunst par excellence. Der Musiker lenkt seine Wahrnehmung gleichzeitig in entgegengesetzte Richtungen: Er denkt voraus, er hört mit dem inneren Ohr den nächsten Ton, und er blickt zurück, er hört den Ton, der gerade verklingt, der vergeht, der als Nachhall gegenwärtig ist. Und der Musiker weiß selbst nach dem glänzendsten Konzerterfolg: Er ist nie am Ziel, er hat es nie geschafft, am nächsten Tag beginnt das Spiel wieder von neuem. Musik ist eine zeitliche, eine flüchtige Kunst, die nie etwas „übrig lässt“, die niemals bleibt, die sich selber verzehrt und vergeht wie der Augenblick, dem sie gehört.

Vielleicht sollten wir, wenn wir in die Zukunft handeln wollen – oder in der Zukunft überhaupt noch handeln wollen –, unserem Denken eine musikalische Richtung geben: ein Bewusstsein für die Fragilität und die Kostbarkeit unserer Existenz. Wir sollten unsere Sesshaftigkeit und unseren Besitzanspruch – „Zukunftssicherung“ heißt ja wohl das verräterische Wort – in Frage stellen, um achtsam und langsam zu leben, von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr. Nicht die Vergangenheit abstoßen und die Zukunft verplanen, sondern uns vor den Fragen verantworten, die uns das Leben stellt. Schritt für Schritt. Und das wäre dann tatsächlich einmal – ein echter Fortschritt.

Diskussion:

(Auszüge)

Peter Huemer: Ich möchte mit der Forderung von Robert Jungk beginnen, die Olaf Schwencke zitiert hat, Kunst müsse die Gesellschaft mit anderen Möglichkeiten konfrontieren. Das meint den klassischen Avantgardebegriff. Nun gibt es aber Kunsttheoretiker, die uns sagen, Avantgarde sei zu etwas Historischem geworden. Peter Ruzicka hat darauf hingewiesen, dass spätestens ab den 1970er-Jahren in der Musik nichts grundsätzlich Neues mehr geschaffen worden sei. Und Friedhelm Mennekes hat an die Umwälzungen nach 1900, die unter der Chiffre Innovation stattgefunden haben, Innovation auch als Selbstzweck, erinnert.

Das dabei vermittelte Bild: die Kunst möge vorausahnende Antworten geben, eine Art wegweisende Funktion erfüllen, sie soll, als umfassendes Konzept verstanden, gleichzeitig eine massive Provokation der real existierenden Zustände sein. Gibt es diese Avantgardefunktion der Kunst überhaupt noch? Handelt es sich nicht vielmehr um ein historisches Relikt, das wir in der Kunstgeschichte eingefroren und abgeschlossen haben?

Olaf Schwencke: Wenn ich den Begriff Avantgarde benutze – mir fiel kein anderer ein –, dann um den Prozess der Entstehung von Gesellschaftsmodellen zu beschreiben, der durch Kunst ermöglicht wird. Die Kunst, ob im darstellenden Bereich oder in der Musik, gibt nicht a priori Antworten, Kunst gibt nie allgemeine Antworten auf ge-

Gibt es die Avantgardefunktion der Kunst noch oder ist diese zur historischen Erinnerung geworden?

**Robert Jungk
hat an die prognostische
Bedeutung von
Kunst geglaubt
und gesagt,
dass Kunst
auch subversiv
sein kann.**

sellschaftliche Herausforderungen. Aber Kunstwerke geben Hinweise auf neue Möglichkeiten, auf die Chancen, neue Möglichkeiten der Existenz herauszufinden. Man hat durch Kunstwerke inspirierte Chancen zum Nachdenken, sich selber neue Fragen zu stellen. Ich glaube auch nicht, dass irgendwann solch ein Prozess abgeschlossen wird; auch die Musik bringt das nicht mehr, was sie mal definitiv gebracht hat. Es geht immer um neue Herausforderungen, man muss als Betrachter, als Hörer in der Lage sein, sich mit dem Kunstwerk so intensiv auseinander zu setzen, dass einem selber neue Fragen kommen. Die Antworten, wenn überhaupt, sind höchst subjektiv.

Peter Ruzicka: Der Begriff der Avantgarde ist in den letzten 25 Jahren aus der Mode gekommen. Er war bis in die 1970er-Jahre prägend, jetzt gibt es diesen Begriff nicht mehr. Wir glauben, in einer Zeitphase zu leben, die wir gemeinhin als Postmoderne bezeichnen. Eine Zeitphase, die Überdruß bereitet, ein Austauschen von Zeichen und Chiffren, die längst bekannt sind, die nicht von Beliebigkeit zu trennen sind. Wir schaffende Künstler dürfen aber darüber nachdenken, ob es nicht Sinn machte, aus dieser Einengung auszubrechen. Robert Jungk hat an die prognostische Bedeutung von Kunst geglaubt und daran, dass Kunst auch subversiv sein kann. Ich habe in einem anderen Zusammenhang den Begriff einer Zweiten Moderne (Ulrich Beck) vorgeschlagen. Es ist an der Zeit, über einen Paradigmenwechsel nachzudenken. Dieser Prozess kann zwar nicht verordnet werden, wir Kulturmager können ihn aber anregen.

Friedhelm Mennekes: Die Kunst hat eigentlich keine Verantwortung, man muss sie von der politischen und sozialen Verantwortung freisetzen bzw. freisprechen. In der Kunst geht es um eine Existenzweise, es geht darum, Komplexität zu reduzieren, darauf zu achten, worauf es im Moment ankommt. Kunst heißt, eine Form zu finden und diese Form zu erzwingen für den Augenblick – und für mich. Das ist die entscheidende Leistung, das Werk ist so geladen, dass es andere Menschen berührt. Francis Bacon hat sogar die Dimension der Gewalt zum künstlerischen Thema gemacht, allerdings meinte er nicht kriegerische Gewalt. Er meinte beispielsweise die Gewalt eines Tons, eine gewalthafte Beeindruckung.

Entscheidend finde ich die zunehmende Offenheit der künstlerischen Einzelsysteme für einander – etwa zwischen KomponistInnen und zeitgenössischen KünstlerInnen. Ich denke, die unglaublich großen Probleme der heutigen Zeit, die in der Nachhaltigkeitsdebatte diskutiert werden, bilden gewissermaßen Räume, Räume der Angst – und der Verantwortung. Hier hat die Kunst eine Aktualität, die sich primär zwar nur auf den schöpferischen Akt bezieht, aber im Kontext des Werkes, in der Wirkung auf Menschen eine Konzentration in Gang setzen kann. Die Kunst muss frei sein, aber unser Umgang mit Kunst muss eine gesteigerte Verantwortung ausdrücken. So bin ich nicht gegen alte Kunst, nur müssen wir anders mit dieser umgehen. Es gilt, Altes mit Zeitgenössischem in Beziehung zu setzen – auf diese Weise wird auch das Alte wieder neu verstanden. Es kommt darauf an, dass wir durch Kunst unsere Sinne neu sammeln und in erneuerter Form – nicht in der ewi-

**Kunst heißt,
eine Form zu
finden und
diese Form zu
erzwingen für
den Augenblick.**

gen Bestätigung des Selben, sondern im ständigen Hin und Her – das Alte neu, das Neue alt hören.

Olaf Schwencke: Kunst hat die Funktion, künftig Mögliches heute schon spürbar, fühlbar, erkennbar zu machen – eine Chance, die andere gesellschaftliche Subsysteme so nicht haben. Aber Kunst steht nicht im Dienst von Verantwortung. Verantwortung haben wir Kulturpolitiker, die Verantwortung für das, was mit dieser Kunst geschieht.

Kulturpolitik muss sich festmachen lassen an dem, was und wie gefördert wird. Der österreichische Staat gibt nach einer aktuellen Studie 26 Prozent (2005) der Kulturmittel für die Erhaltung herkömmlicher Institutionen wie Oper, Theater, Museum aus und einen immer kleineren Teil für alternative, avantgardistische Kunst. Dafür trägt die Kulturpolitik die Verantwortung.

Künstler und Künstlerinnen sind für uns diejenigen, die uns inspirieren. Robert Jungk hat in unterschiedlichen Situationen darauf reagiert, aber immer mit der Perspektive, ob neue Ideen für das entstehen, was für die Zukunft, was für die Menschen wichtig ist. Wenn wir Robert Jungk entsprechend zitieren, sollten wir ihn nicht in eine moralische Ecke stellen und schon gar nicht in eine, die von anderen etwas fordert, was man sich selbst nicht zugemutet hat. Wir sollten seine Offenheit und sein breites Spektrum der fantastischen Anstöße berücksichtigen, um Neues zu denken. Auch alte Kunst wie ein Rubensgemälde in der Kirche von Pater Menekes kann uns anregen und inspirieren – ich bin da trotz des vielen skeptischen Redens über die Postmoderne zuversichtlich, dass auch sie inspirieren kann.

**Kulturpolitik
muss sich fest-
machen lassen
an dem, was
und wie geför-
dert wird.**

Friedhelm Mennekes: Wir leben in einer Gesellschaft der Konsumservices. Angesagt sind kleine Fernsehtalks zur Belustigung. Es ist beängstigend, wie da die Kulturpolitik nachgibt. Es gibt kaum Neues, doch der Kunst geht es wie der Religion: sie muss sich immer wieder erneuern. Wir brauchen die kreative Fähigkeit, uns selber Bilder erzeugen zu können. Um diese Bildfähigkeit zu lernen, müssen wir in die Schule der modernen Kunst gehen. Diese Kreativität ist für mich auch das Wesen des Glaubens.

Wir leben in einer Gesellschaft der Konsumservices. Angesagt sind kleine Fernsehtalks zur Belustigung.

Peter Huemer: Im Großen und Ganzen sehe ich weniger eine Angst vor zeitgenössischer Kunst, sondern vielmehr Desinteresse ihr gegenüber, was es immer schwieriger macht, als Künstler wahrgenommen zu werden. Wir wissen, wie sich Künstler zuweilen abstrampeln, um einen Skandal zu produzieren. Künstler haben das Bedürfnis, zum Nachdenken anzuregen bzw. Antworten zu provozieren. Häufig gelingt dies in der medialen Überflutung nicht mehr. Liegt nicht darin ein zentrales Problem?

Olaf Schwencke: Künstler wollen provozieren. Doch: Damit Kunst wirksam ist, muss sie für den Rezipienten lesbar sein. Diese Lesbarkeit ist weitgehend zugeschüttet. Ich halte die Freiheit von Kunst für zentral, und appelliere an die Politik, sich tunlichst in der Wertung herauszuhalten. Es liegt aber an der Kultur, eine Sprache zu entwickeln, die es der Bevölkerung möglich macht, Innovatives und Avantgardistisches in der Kunst zu begreifen.

Friedhelm Mennekes: Es ist nicht die Bringschuld des Künstlers, ein Kunstwerk lesbar zu machen. Diese liegt bei den

Interpreten, sie haben mit dem Kunstwerk umzugehen, nicht um den Künstler einzuengen und ihn anders zu deuten als er meint, sie müssen sich selber deuten. Dem musikalischen Programm des Salzburger Mozart-Jahres entnehme ich neben Mozart auch moderne Werke; und genau das ist eine Chance, Mozart neu lesbar, neu hörbar zu machen.

3. Event oder Tiefgang?

Auf der Suche nach einer neuen
Diskurskultur

Der andere Blick auf uns selbst

Plädoyer für einen multikulturellen Diskurs

Barbara Frischmuth

Die meisten *Events*, an denen ich teilgenommen habe, waren *keine* Ereignisse. Woran das liegt? Unter anderem daran, dass in ganz Europa und speziell in einem Land wie Österreich, dessen Bewohner sich dezidiert als Kulturnation sehen, viele Veranstaltungen stattfinden, und weil es so viele sind, werden nicht alle entsprechend besucht. Um also den sprichwörtlichen Hund hinterm Ofen hervorzulocken, muss die Wurst schon dick sein oder zumindest dick aussehen, egal was tatsächlich drin ist. Die Übertreibung ist nicht nur eine von großen Schriftstellern wie Thomas Bernhard mit Bravour geübte Kunst, sie ist auch eine Verhaltensstörung, die sich in Form von ausschlagartiger Superlativitis äußert. Die einzelnen Pustel reichen von steil zu geil, von super zu mega, von wipe zu hype, und selbst der Skandal, der in diesem Umfeld schon eher alt aussieht, wird noch oft versprochen, doch wegen Inflation selten eingelöst.

Das Wort *Tiefgang* hingegen stammt von einer anderen Sprachebene und wirkt im Titel der heutigen Veranstaltung beinahe ein wenig verloren. Es im Hinblick auf die Diskussion, die wir hier führen sollen – ob es zu einem Diskurs kommt, wird sich noch weisen –, zu verwenden, deutet auf eine gewisse Hilflosigkeit insofern, dass man wohl Zuflucht zu Wörtern eines älteren Sprachgebrauchs nimmt, um die Erwartungen eines Publikums zu kalmieren, das vielleicht doch eine Art Kampfhandlung erwartet. Es muss schließlich was geboten werden, wenn man abends noch einmal aus dem Haus soll, wo doch, wie es



Die Übertreibung ist nicht nur eine von großen Schriftstellern wie Thomas Bernhard mit Bravour geübte Kunst, sie ist auch eine Verhaltensstörung, die sich in Form von ausschlagartiger Superlativitis äußert.

in dem wunderbaren Gedicht „Was schlimm ist“ von Gottfried Benn heißt: *zu Hause die Räume stiller, / der Café besser / und keine Unterhaltung nötig ist.*

Was das Wort *sustainable* mit Mozart und dem heutigen Abend zu tun hat, habe ich leider trotz aller Erklärungsversuche – bitte um Entschuldigung – noch immer nicht begriffen, vermute aber, dass es zum Bereich Event gehört und dazu dient, das Interesse an demselben zu wecken. Andererseits glaube ich auf Anhieb verstanden zu haben, warum man das altmodische Wort Tiefgang gewagt hat, nämlich in der Annahme, dass wir, die wir hier auf dem Podium sitzen, uns trotz allem Mühe geben werden, auf halbwegs zivilisierte und differenzierte Weise miteinander um- und auf einander einzugehen.

Viele Menschen empfinden als Makel, was lange Zeit den Diskurs dominiert hat: die permanente gegenseitige Bezeichnung.

In Vorbereitung auf diesen Abend habe ich mich natürlich gefragt, woran es liegt, dass der Ruf nach einer neuen Diskussions-, Streit- und nun auch Diskurskultur immer lauter wird. Eine Frage, die gar nicht so leicht zu beantworten ist, denn am Diskurs als Abhandlung kann es ja nicht liegen. Sobald es aber um den Diskurs im Sinn von Gedankenaustausch, Unterhaltung, Wortstreit oder Wortwechsel geht, empfinden viele Menschen etwas zunehmend als Makel, was lange Zeit den Diskurs dominiert hat, nämlich die permanente gegenseitige Bezeichnung oder die vereinte Schuldzuweisung an jemanden außerhalb des Diskurses. Das hat wahrscheinlich mit der lange nur sehr zögerlich unternommenen Aufarbeitung unserer tödlichen Vergangenheit zu tun, die je weiter sie zurücklag, desto heftiger geführt wurde.

Wobei die Generationen, die nicht mehr am Kriegsgeschehen und an der Ermordung der Juden beteiligt waren,

gelegentlich dazu übergangen, die Erinnerung an den Schrecken einzuebneten, indem sie sie für ihre Zwecke als diverse *Keulen* missbrauchten und sich dabei eine Art zu diskutieren angewöhnten, die darauf aus war, den jeweils anderen auch bei geringfügigen Meinungsunterschieden niederzumachen. Alles andere galt als nicht relevant oder als Verharmlosung und wurde von den Medien links liegen gelassen.

Natürlich will ich damit die echten und immer wieder notwendigen Auseinandersetzungen und die damit einhergehende Aggressivität nicht in Misskredit bringen. Im Gegenteil, hätte man die Auseinandersetzung früher geführt und mit den Tätern, hätte man mehr und Authentischeres über die menschliche Natur und ihren Missbrauch erfahren. Dennoch, da man dabei die eigene Schuld, wenn auch nicht die persönliche, sondern die der Vorfahren, des eigenen Volkes usw. zur Debatte stellte, wusste man, wen und warum man ihn verletzte, letztlich konnte man immer von einem ‚wir‘ ausgehen, auch wenn man sich persönlich oft umso integerer fühlte, je deutlicher man die Schuld der ‚Unrigen‘ herausgearbeitet hatte, bzw. Nachwehen davon am Diskussionspartner festmachen konnte. Das hat – wenn auch nicht immer auf die feine englische Art – durchaus funktioniert. Doch es funktioniert nicht mehr in der gegenwärtigen Konfrontation mit Menschen anderer Herkunft, Menschen aus anderen Kulturen mit einer anderen Geschichte, deren Regime zwar ebenfalls Leichen im Keller haben (es gibt keine unschuldigen Regime), die aber weder zwei Weltkriege noch die Ermordung von sechs Millionen Juden zu verantworten haben.

Bei dieser gegenwärtigen Konfrontation sollte man die Feststellung von historischer Schuld der jeweils anderen

Hätte man die Auseinandersetzung früher geführt und mit den Tätern, hätte man mehr und Authentischeres über die menschliche Natur und ihren Missbrauch erfahren.

**Besonders
schlecht
gerüstet sind
wir für einen
Diskurs, bei
dem es darum
geht, was wir
mittlerweile
bedeutet.**

vielleicht eher der internationalen Geschichtsschreibung und im persönlichen Fall den Gerichten überlassen. Und wenn man im Sinn von Wahrheit und Gerechtigkeit eingreifen möchte, tut man dies am besten, indem man jene Menschen mehr beachtet, die mit der Aufarbeitung der eigenen Mord- und Totschlaggeschichte beschäftigt sind, beziehungsweise mit all den Rechtswidrigkeiten und Unzulänglichkeiten, unter denen sie und ihresgleichen leiden. Dass es eine Reihe von solchen Menschen gibt, wird von unserer Presse mangels entsprechender Recherche oft unterschlagen. Schließlich verkauft sich der Katastrophensound besser, in dem über hiesige Muslime und ihre Herkunftsländer verhandelt wird. Die Probleme sind auch so groß genug, selbst wenn man versucht, sie mit den Augen der Betroffenen zu betrachten, man muss ihnen nicht jedes Mal noch ein gerüttelt Maß an Endzeitstimmung hinzufügen.

Damit meine ich natürlich nicht eine Art des Diskurses, wie er z. B. schon seit langem in Zeitschriften wie *Lettre internationale* geführt wird (übrigens meine persönliche Lieblingszeitschrift, die ich seit der Nr. 4 abonniert habe und die ich Ihnen allen nur wärmstens empfehlen kann), sondern jene Art von Statements, die mit spürbarer Begeisterung von der gescheiterten Integration bzw. von ihrem Ende handeln.

Besonders schlecht gerüstet sind wir, wie mir scheint, für einen Diskurs, bei dem es nicht einmal so sehr um andere Weltgegenden als darum geht, was *wir* mittlerweile bedeutet. Will sagen, wer zu *uns* gehört. *Zafer Senocak*, deutscher Schriftsteller türkischer Herkunft, hat es neulich in Kulturzeit deutlich gesagt, als man ihn anlässlich des Prozesses gegen die Mörder von *Hatun Sürücü*, die einem sogenann-

ten Ehrenmord zum Opfer gefallen ist, nach seiner Meinung fragte. Der Moderator konfrontierte ihn mit dem Wunsch vieler Deutscher, die Familie, die den Mord offenbar gemeinsam beschlossen hatte, auszuweisen und er antwortete: „Um sagen zu können, wen *wir* (und dazu zählt er auch sich selbst) nicht wollen, muss man auch sagen, wen *wir* wollen. Das heißt, deutlich machen, wen *wir* als zu *uns* gehörig akzeptieren.“

Sehr ähnlich äußerte sich die langjährige Ausländerbeauftragte Berlins, *Barbara John*, in einem Interview mit der FAZ vom 27. Februar 2006, aus ihrer Sicht: „Wir müssen betonen“, sagte sie, „dass dies ein System ist, für das einzustehen sich lohnt. Wer ankommt, der will auch dazugehören, der will etwas finden, woran er sich anlehnen kann. Da haben wir zu wenig geboten, aus den bekannten historischen Gründen. Weil wir kaum in der Lage sind zu sagen, was uns wichtig ist. Weil wir uns selbst so schwer tun mit Deutschland. Vielleicht ist das unser größtes Versäumnis.“

Wahrscheinlich gibt es keine eindeutige Antwort darauf, wie dieser Diskurs mit Tiefgang zu führen ist, aber man kann es auf verschiedene Weise probieren. Barbara John hat es viele Jahre mit dem beharrlichen Willen zur Differenzierung versucht, und da ich sie einmal in Graz bei einer ähnlichen Veranstaltung kennenlernen durfte, weiß ich, dass sie durchaus nicht zum Verharmlosen neigt oder zum Wegschauen, dazu ist sie zu sehr Praktikerin, aber sie hütet sich schon aus Prinzip vor Verallgemeinerungen. In dem Interview wird ihr nachgesagt, die Deeskalation und die Ent-Hysterisierung seien ihr gleichsam zur zweiten Natur geworden. Ich wünschte, es gäbe einen Ehrenpreis für diese beiden Eigenschaften.

**Wer ankommt,
der will auch
dazugehören,
der will etwas
finden, woran er
sich anlehnen
kann.**

Jemand wie die niederländische Schriftstellerin *Margriet de Moor* ist es in einem sehr klugen Aufsatz unter dem Titel „Der Mythos von der ermordeten Unschuld“ (Über Theo van Gogh und Pym Fortuyn, die Toleranz in den Niederlanden und die Muslime in Europa) in der SZ vom 30. März 2006 auf eine sehr literarische Art und Weise angegangen, indem sie von den Gemeinsamkeiten eines Theo van Gogh und seines Mörders Mohammed Bouyeri ausging. Beide fuhren mit dem Rad aufeinander zu, beide wurden in den Niederlanden geboren. „Was“, fragt de Moor, „wird sie bei der schrecklichsten Begegnung, die es zwischen Menschen geben kann, miteinander verbinden? Der unbeirrbar Glaube daran, im Recht zu sein? Theo van Gogh war ein Kolumnist, der das in unserem Land geltende Recht auf Meinungsfreiheit bis zum Äußersten auszudehnen verstand, nämlich zum Recht, Menschen bis ins Tiefste ihrer Seele zu beleidigen. Antisemitismus, Erniedrigungen, Verdächtigungen, wie grob auch immer, weckten zwar rasende Wut, doch sie wurden ihm alle zugestanden, auch vor Gericht, wo man darauf verwies, dass der Ton in Kolumnen nun einmal scharf ist. In den letzten Monaten vor seinem Tod hatte er vor allem die Moslems ins Visier genommen, die er konsequent als 'Ziegenficker' bezeichnete.

Der Extremismus Mohammed Bouyeris war von anderem Kaliber. Auch dabei ging es um Worte, heilige Worte sogar, doch sie waren nur Ausgangspunkt, erhabenes Argument für seine Bluttat. Der Mord an van Gogh begann modern, westlich, mit ein paar Pistolenschüssen, und er endete östlich, rituell, mit einem Messer, das dazu diente, dem bereits sterbend auf dem Boden liegenden Theo van Gogh wie einer Ziege die Kehle durchzuschneiden.“

Eine weitere Korrespondenz liegt in den Namen. Theo ist eine Abkürzung für Gottesgeschenk, Mohammed ist der Name des Propheten, an den Mohammed Bouyeri *übermächtig* glaubt. Nicht dass sich aus diesen Koinzidenzen ein übergeordneter Sinn ergäbe, sie zeigen nur, dass beide, Theo van Gogh und Mohammed Bouyeri, zu ein und derselben menschlichen Gesellschaft gehörten, Bürger ein und desselben Landes waren. Und de Moor fragt weiter: „Woraus besteht ein Land? Aus der Regierung, die an der Macht ist oder aus der Opposition gegen diese Regierung? Und wenn ein Land aus seiner Bevölkerung besteht, aus welcher dann? Ist die Bevölkerung von 2006 noch immer die von 1989, von 1933, von 1789? Wie charakteristisch ist die Verbindung zur Vergangenheit? Sind wir Niederländer noch immer die Niederländer jener Republik, die innerhalb von zwei Generationen zur Weltmacht des siebzehnten Jahrhunderts heranwuchs? Calvinistische Seelen, lavierend zwischen dem Streben nach großem wirtschaftlichen Gewinn und moralischen Verpflichtungen, die uns auferlegt wurden von ... Gott?“

Den Versuch, das von Margriet de Moor Räsionierte auf Österreich umzulegen, möchte ich Ihnen überlassen sowie die Beantwortung der Frage, ob Sie bei sich und insgeheim die österreichischen Slowenen, Kroaten, Ungarn, Tschechen, Slowaken, Sinti und Roma tatsächlich zur österreichischen Bevölkerung zählen, von den mittlerweile eingebürgerten Serben, Bosniern, Türken, Iranern, Arabern usw. gar nicht zu reden.

„Es ist immer lehrreich“, sagt Margriet de Moor noch, die lange in einem Armeleutenviertel von Amsterdam gelebt hat, mit Moschee und den verschiedensten niederländischen Bevölkerungen, „sich mit den Augen seines Gegners

**Es ist nicht
unbedingt nötig,
sich mit den
Augen des
Gegners anzu-
schauen...**

anzuschauen.“ Sie selbst kommt dabei zu dem Schluss, dass der islamistische Blick sich oft gar nicht von unserer kritischen Sichtweise auf die Dinge unterscheidet. Dabei stößt sie auch auf den Vorwurf der Muslime: „dass wir ohne Gott leben, ohne goodwill für etwas, das größer ist als wir selbst.“

Die Frage dabei ist ganz und gar nicht, ob dieser Vorwurf gerechtfertigt ist, die Frage ist, ob er nicht auch in religiösen Kreisen unserer Gesellschaft erhoben wird.

Es ist auch, um den neuen Diskurs (mit Kultur) zu führen, nicht unbedingt nötig, sich mit den Augen des Gegners anzuschauen. Es genügt, es mit den Augen der anderen, ob Gegner oder Freunde, zu tun. Oder es zumindest zu versuchen. Man wird dabei Erstaunliches entdecken.

Ich war bei einer solchen Gelegenheit tatsächlich Teilnehmerin eines Events, zumindest habe ich es als echtes Erlebnis empfunden. Es ist einige Jahre her. Der Autor *Dževad Karahasan*, der aus Bosnien stammt und österreichischer Staatsbürger ist, und ich waren gemeinsam zu einer Wochenendveranstaltung im Burgenland eingeladen.

Wir lasen aus unseren Büchern und sollten anschließend miteinander diskutieren beziehungsweise die Fragen des Publikums beantworten. Wohl eher aus einer Laune heraus, einigten wir uns darauf, dass wir mit vertauschten Rollen agieren würden, Dževad als Christ, ich als Muslima, das heißt, Dževad als christlich sozialisierter Mann, ich als Kultur-Muslima, wie die Bezeichnungen dessen lauten, was wir leben. Nicht als Gläubige oder gar Orthodoxe.

Es war die fruchtbarste und spannendste Diskussion, die ich je erlebt habe. Die Fragen des Publikums schnitten ins Fleisch der Kulturen und wir beide versuchten jeweils aus

dem Blickwinkel des anderen zu argumentieren. Ich habe dabei sehr viel über meine eigene Herkunft, meine Prägung, mein kulturelles Unbewusstes erfahren und ich glaube, dass es Dzevad ebenso ergangen ist.

Um zum heutigen Abend zurückzukehren, ich habe von Anfang an nicht behauptet, zu wissen, wie dieser neue Diskurs aussehen soll, ich habe nur versucht, ein paar Möglichkeiten aufzulisten. Wer weiß, vielleicht funktionieren sie schon heute Abend nicht. Aber ich bin Gott sei Dank nicht allein aufgerufen, mir den Kopf darüber zu zerbrechen. Vielleicht haben die Kollegen Liehm und Palm wesentlich praktikablere Vorschläge?

**...es genügt, es
mit den Augen
der anderen, ob
Gegner oder
Freunde, zu tun.**

Die moderne Figur des Schauspielers

Antonin J. Liehm



In drei Schritten werde ich mich dem uns gestellten Thema annähern. Ich frage zunächst nach dem Begriff des Events, stelle dann am Bild des Schauspielers den Wandel der Öffentlichkeit im Medienzeitalter zur Diskussion und komme schließlich auf die Rolle der Kultur zu sprechen.

Was ist ein Event? Wo liegt der Unterschied zwischen Event und Tiefgang? Der Begriff „Event“ kommt im deutschen Wörterbuch nicht vor. Und doch versteht jeder, was damit gemeint ist. Mich interessiert die Zweideutigkeit des Begriffs: Event als Ereignis und Inszenierung. Der große amerikanische Schriftsteller *Don DeLillo* hat ein Theaterstück über Euthanasie, also über die Freiheit eines Menschen, über sein Ende zu entscheiden, geschrieben. Auf die Frage, ob das Stück etwas mit dem Fall Terri Schiavo (Wachkoma-Patientin, die nach höchstrichterlichem Urteil sterben durfte) in den USA zu tun hat, meinte der Autor: „I did learn some things from that event.“ Hat er damit den Fall oder den Aufruhr um den Fall gemeint? Wohl beides.

Im Nebel meiner Unwissenheit habe ich mich an *Rainer Maria Rilke* erinnert, der einmal geschrieben hat: „*Wir werden von einer Flut von leeren, gleichgültigen Sachen verschluckt, von nur scheinbaren Dingen, von Attrappen des Lebendigen.*“ Rilke sprach also von Imitationen, Ersatz usw.

In der zweiten Annäherung zitiere ich den tschechischen Philosophen *Karel Kosík*. Zur Hauptperson der modernen

Zeit sei der „Schauspieler“ geworden, jemand, der sich vorführt, sich vor einem Publikum produziert, so Kosik in Anlehnung an Nietzsche. Dieser Schauspieler braucht Zuschauer, und alles, was er tut, ist aufs Publikum und an die Öffentlichkeit gerichtet. Er ist eine öffentliche Person, er hält das Publikum in Spannung. Er ist der Herrscher der Öffentlichkeit, solange er das Zentrum ihrer Aufmerksamkeit bleibt, aber er ist auch ihr Sklave, da er von ihrer Gunst und Meinung völlig abhängig ist. Das Gegenteil des Schauspielers in diesem Sinne ist der Architekt, vielleicht könnte man auch Baumeister sagen. Der eine verkörpert den Augenblick, der andere strebt nach Dauer, nach Überleben des Augenblicks, hofft, dass seine Arbeit Generationen überlebt. Er arbeitet nicht für das Publikum, und sein Werk ist nicht für die öffentliche Meinung bestimmt. Als er seine Kathedrale konzipierte und baute, stellte er sich nicht vor, dass rund um den Bau herum neugierige Zuschauer spazieren werden, um sich Kuriositäten anzuschauen, sein Werk sozusagen „ästhetisch konsumieren“ werden. Eine Kathedrale wurde nicht für das Publikum, sondern für eine Gemeinde gebaut. Das Publikum ist eine gesunkene, verfallene Gemeinde, eine Gemeinschaft in Auflösung. Eine Kathedrale ist ein Ort, wo sich die Gemeinde versammelt und ihre Gemeinschaft zelebriert. Das Paradigma des Schauspielers dagegen ist das Publikum mit seinen Launen, die Öffentlichkeit mit ihrer Meinung, eine Menge, die einmal rühmt, um im nächsten Augenblick zu verhöhnen.

In der modernen Zeit hat der Schauspieler den Baumeister auf ein Nebengleis verstoßen und wurde selbst zur Hauptperson, zum Liebling des Publikums. Diese Umformung signalisiert, dass die Gemeinde, d. h. Polis,

Das Gegenteil des Schauspielers ist der Architekt. Der eine verkörpert den Augenblick, der andere strebt nach Fortdauer, nach Überleben des Augenblicks.

**Wichtig ist
nicht der Mensch,
wichtig ist sein
Bild in der Öffent-
lichkeit – sein
Image, wie man
heute sagt.**

die Gemeinschaft, zerfallen ist, dass ihre Stelle von der Öffentlichkeit eingenommen wurde. Leute versammeln sich nicht mehr in der Gemeinde; sie wurde in eine ephemere und kapriziöse Öffentlichkeit zerstreut. Dort, wo der Baumeister in eine untergeordnete Stellung verstoßen wurde und seine vorherige Stellung der Schauspieler eingenommen hat, wird alles umgeworfen: das Private, die Politik und auch der Kulturbetrieb. Alles wird zum Raum für die Vorführung des Schauspielers als einer omnipräsenten Person. Und da der Schauspieler zu einem entscheidenden Herrn wurde, wird die Wirklichkeit als eine ununterbrochene Reihe von Bildern inszeniert, Leute erleben sie auf dem Bildschirm, der Unterschied zwischen Wirklichkeit und dem ausgestrahlten Bild verschwindet. Wichtig ist nicht der Mensch, wichtig ist sein Bild in der Öffentlichkeit – sein Image, wie man heute sagt. Der Mensch ist ein Image, sein Image macht den Menschen. Der Schauspieler wurde zur Figur dessen, was man „das Ende der Geschichte“ nennt. Imitation ist seine Substanz, sein Wesen. Der Schauspieler imitiert, inszeniert, regiert, arrangiert und führt in kleinem Ausmaß durch, was die Epoche als „Ende der Geschichte“ organisiert. „Das Ende der Geschichte“ ist eine Imitation im großen Ausmaß, eine grandiose Produktion von Ersatz. Soweit Karel Kosik.

Die dritte Annäherung hat mit Robert Jungk zu tun, dem ich zum ersten Mal in den 1960-Jahren begegnet bin. Damals spielte die Kultur in der Tschechoslowakei eine bedeutende gesellschaftliche Rolle, was bis zum Prager Frühling angedauert hatte. Ich war mit Robert Jungk u. a. damals der Überzeugung, dass die Kultur gesellschaftlich

eine immer größere Rolle spielen würde – ein Gedanke, dem Robert Jungk einen großen Teil seines Lebens gewidmet hat.

Heute frage ich mich, ob das wirklich so ist. Ich glaube, die Kultur spielt nämlich eine wichtige Rolle *in einem geschlossenen System*, wo sie eine der wenigen Möglichkeiten ist, sich auszudrücken und zu manifestieren und selbstverständlich dann auch zu einem großen politischen, gesellschaftlichen Thema wird.

In einem *offenen System*, in einer modernen neoliberalen Gesellschaft verliert die Kultur diese Macht, verliert sie ihren Einfluss. Das spezifische Gewicht der Kultur wird immer geringer. Die Kultur des Baumeisters – wie Kosik sagt –, des Architekten, die für eine Gemeinde geschaffen wird, wird ersetzt durch die Kultur des Schauspielers, der sich durch das Fernsehen und all die modernen Mittel an die Öffentlichkeit wendet und zum Sklaven der Öffentlichkeit wird. In Europa gibt es, wie Sie wissen, eine Menge von Fernsehkanälen; einer, der wirklich dem Denken, der Kultur gewidmet ist, heißt *arte* – ein Privatsender, der nur in Frankreich öffentlich ausgestrahlt wird und dort drei bis vier Prozent der Fernsehzuschauer erreicht. Etwa in dieser Größenordnung liegt auch die Zahl der Menschen, die sich für „kultivierte“ Kultur interessieren. Wer hat zu Goethes Zeit dessen Werke gekannt oder von ihm gewusst? Wahrscheinlich nicht mehr Menschen als heute von *arte* wissen!

Lassen Sie mich nun auf die Rolle des Denkens für die Kultur anhand eines Beispiels zu sprechen kommen. Die erste industrielle Revolution brauchte Denker, Philosophen, Ökonomen und jene, die man heute Soziologen

In einer modernen neoliberalen Gesellschaft verliert die Kultur an Einfluss.

**Selbstver-
ständlich ist
philosophi-
sches, soziolo-
gisches und
ökonomisches
Denken *Kultur*.**

nennen würde – einer der wichtigsten Denker der Zeit war *Karl Marx*. Er sah die negativen Folgen des reifenden Kapitalismus und wollte diese verhindern – durch die Revolution des Proletariats. Marx' Denken über die Zukunft war beeinflusst vom historischen Fortschrittsglauben seiner Zeit, der Auffassung vom dialektischen Fortschreiten der Geschichte in Form von Klassenkämpfen. Da hat er geirrt. Seine Analyse dessen, was um ihn geschah, aber war präzise – und deswegen sind *Das Kapital* und die Schriften, die zu diesem Grundwerk geführt haben, auch heute noch von großer Wichtigkeit und Aktualität.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts bräuchten wir ein ähnlich großes Werk, das die zweite industrielle Revolution beschreibt, analysiert, sozusagen gründlich liest. Dieses Werk existiert jedoch noch nicht. Bis dato werden nur Bruchteile oder einzelne Aspekte analysiert – aber ohne eine zusammenfassende Darstellung dessen, was heute geschieht, ist jedes Denken über die Zukunft äußerst schwer.

Selbstverständlich ist philosophisches, soziologisches, ökonomisches Denken *Kultur*. Damit komme ich zum Begriff „Kultur“ im engeren Sinn. Jede Gesellschaft hat zwei Kulturen: eine Massenkonsum-Kultur und eine „kultivierte“ Kultur, so der französische Soziologe und Philosoph *Edgar Morin*. Diese „kultivierte Kultur“, die für das Überleben einer Gesellschaft oder Gemeinde lebenswichtig ist, wird aber im dem Augenblick, in dem sie entsteht, nur von einer Minderheit wahrgenommen und getragen. Es gibt aber Augenblicke in der Geschichte, in denen diese Kultur, wie schon gesagt, eine große, gesellschaftliche Rolle spielen kann. Eben dann, wenn sie die herrschende

Ideologie in Frage stellt, schwächt und um ihre Übermacht bringt. Das Problem heute ist, dass der liberale Kapitalismus keine Ideologie hat. Alles – die Globalisierung, die Computer- und Medienrevolution – wird von der Suche nach Profit und Geld regiert. Und dass die kultivierte Kultur in diesem Sinn keinen Profit und kein Geld bringt, beschränkt ihre Freiheit, während die Massen- und Konsumkultur immer mehr Platz einnimmt.

Wie und ob die kultivierte Kultur ihren Platz bewahren und wieder eine Rolle in der Gesellschaft spielen kann, ist meiner Ansicht nach mit der *Frage des Events* verbunden. Wir leben im Zeitalter der über alles regierenden audiovisuellen Medien. Es ist meines Erachtens schwer zu sagen, wie die kultivierte Kultur in diesen Raum der audiovisuellen Medien eindringen und sich dort behaupten könnte.

Ich möchte nun exemplarisch auf die unterschiedlichen *Lesarten von Kultur* zu sprechen kommen. In den 1960-Jahren – zur Zeit des „Prager Frühlings“ – war Kafkas Werk wichtig für eine kritische Analyse der Gegenwart. Die heutige Zeit hingegen sieht in Kafka vor allem einen attraktiven und lukrativen Köder für Touristen. Die zentrale Frage Kafkas – sind wir auch heute von Aliens beherrscht – interessiert niemanden. Im Zentrum des Interesses steht das Geld, das Rennen nach Eigentum, nach profitablen Geschäften.

Ein anderes Beispiel ist die Figur des Schwejk (Svejk). In der stalinistischen Vergangenheit wurde Svejk abgelehnt, da seine Lebensphilosophie des „Langsamen“ und „Trödelns“ nicht in Übereinstimmung mit der Mobilisierung der Arbeiter zur Erfüllung des Jahresplans war. Heute fällt Svejk wieder in Ungnade – seine bekannt stoische Ruhe

Es ist meines Erachtens schwer zu sagen, wie sich die kultivierte Kultur im Raum der audiovisuellen Medien behaupten könnte.

**Die Kulturen,
auch nur die
europäischen,
kennen sich
nicht wirklich.**

kontrastiert scharf mit der überall anzutreffenden Habgier, dem Lauf nach unternehmerischem Erfolg.

Ich möchte noch einmal kurz in die Geschichte zurückblicken. Die Herausgabe der Zeitschrift *Lettre International* starteten wir 1984 mit dem Ziel, Impulse für den Ost-West-Dialog, für den Dialog zwischen Natur- und Geisteswissenschaften sowie für den Austausch der Kulturen zu geben. Die Ost-West-Mauer ist gefallen, aber wir wissen heute nicht mehr voneinander. Die Kulturen, auch nur die europäischen, kennen sich nicht wirklich. Was wissen z. B. die Österreicher von der zeitgenössischen griechischen, dänischen, finnischen Kultur, was wissen diese über den Unterschied zwischen der deutschen und österreichischen Kultur oder jener der deutschsprachigen Schweiz? Dasselbe gilt für die osteuropäischen Länder.

Nun hat es eine Zeitschrift im Zeitalter des Computers und Internets ohnedies schwer. Das Problem der überlebenden *Lettre International* ist aber, dass sie zu *Lettre National* geworden sind. Ich denke daher, dass die Rolle des Austauschs der Kulturen heute verstärkt vom Fernsehen wahrgenommen werden müsste – was überhaupt nicht der Fall ist.

In den osteuropäischen Ländern ist die Kultur, das Nachdenken über die kultivierte Kultur, überhaupt auf ein Nebengleis geschoben worden. Die Rolle der humanistischen Intelligenz ist verschwunden – was ich über das Verhältnis von Geld und Kultur und über die auf das Geld gerichtete liberale Freiheit gesagt habe, gilt dabei ebenso für den Bereich der Schule und Bildung. Ich bin hinsichtlich der Rolle der Kultur bezogen auf gesell-

schaftliche Veränderungsprozesse pessimistisch geworden. Das Ende der Geschichte setzt sich in der Weise durch, dass immer etwas Neues geschieht; das Neuere verstößt das Neue und das Neuere scheint sofort oder bald darauf alt zu werden. In diesen ununterbrochenen Strömen des Neuen wird aber nichts Substanzielles geboren, alles was neu oder noch neuer ist, wirkt steril ohne jegliche Substanz, ebenso wie das Vorangegangene. Die Substanz der modernen Geschichte und deren angeblichen Endes ist das Wachsen des Unsubstanziellen, das Vertreiben des Substanziellen durch das Nebenseitige, das Verwechseln der beiden: Menschen werden völlig vereinnahmt in ihrem Streben nach Unwichtigem, durch das Anhäufen des Nebensächlichen, wobei sie verlernen, auf das Substanzielle zu achten. Der moderne Mensch „meistert“ die Wirklichkeit, manipuliert sie und verfügt über sie; er erzeugt Maschinen, Apparaturen, aber vor allem konstruiert er ein immer perfekteres System, in dem Wissenschaft, Technologie und Ökonomie inbegriffen sind. Dieses System produziert in grandiosem Ausmaß Artefakte, Informationen, Genuss.

Das Charakteristische für die moderne Zeit ist unbeschränktes, enormes Wachsen, ein Wachsen von Produktion und Reichtum, das nur durch das Überschreiten aller Maße – also durch Maßlosigkeit – gemessen wird. Der moderne Mensch, der in der Zeit von Descartes, Diderot, Mozart oder Kant – also der Aufklärung – seine Emanzipation von dem Joch der Autorität als einen Aufschwung erlebt und sich selbst als heroisches, sich in Richtung Freiheit bewegendes Subjekt empfunden hat, verfällt immer mehr unter das Joch seines eigenen Schaffens, eines Sys-

Die Substanz der modernen Geschichte und deren angebliches Ende ist das Wachsen des Unsubstanziellen.

**Die Rollen
wechseln:
ein System, das
dem Menschen
dienen soll, wird
zu seinem
Herrn.**

tems, das der Erzeugung eines immer wachsenden Reichtums dient. Und da kommt die fatale Verwechslung und Verwandlung: Die moderne Zeit wird zur Epoche eines entfesselten Subjektivismus, in der das ehemalige Subjekt – nämlich der Mensch – gefesselt ist durch die Kräfte des produzierenden Systems, zu deren Häftling und Objekt er wird. Die Rollen wechseln: ein System, das dem Menschen dienen soll, wird zu seinem Herrn.

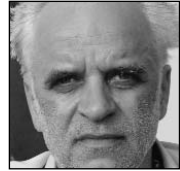
Der Mensch, als ein Wesen, das durch sein Verhältnis zur Wahrheit definiert wird, kommt für dieses System nicht in Betracht. Er ist überflüssig und nutzlos, ein Hindernis auf dem Weg der weiteren Entwicklung. Dies ist eine ernüchternde Feststellung, aber ich denke, wir brauchen einen kritischen Blick auf die von Kommerz und Profit bestimmte Eventgesellschaft, um die Alternativen wieder denkbar zu machen.

Mozart, Markt und Diskurskultur

Kurt Palm

Wenn sich die heutige Veranstaltung im Kontext des Mozart-Jahres auf die Suche nach einer neuen Diskurskultur begibt, dann hat sie sich für dieses Vorhaben wahrscheinlich den denkbar ungünstigsten Zeitpunkt ausgesucht. Der bisherige Verlauf des Mozart-Jahres lässt jedenfalls darauf schließen, dass man den Komponisten zwar gerne als Aufhänger für zahllose Events ohne Tiefgang verwendet, sich aber mit Händen und Füßen dagegen wehrt, über Mozart und sein Werk einen wirklich substanziellen Diskurs zu führen. Zu diesem Zweck müsste man nämlich mit Kategorien arbeiten, die viele in diesem Land scheuen wie der Teufel das Weihwasser. Ich rede von Kategorien wie Widerspruch, Bewegung und Prozesshaftigkeit. Stattdessen huldigt das Land lieber einem über den Wolken schwebenden Genie, das sich auf diese Weise nicht nur immaterialisiert, sondern auch jeder Kritik entzogen hat. Statt Widerspruch gibt es Glättung, statt Bewegung Erstarrung und statt Prozesshaftigkeit das Beharren auf althergebrachten Positionen.

Diese Art der Mozarthuldigung hat hierzulande ja eine lange Tradition und interessanterweise haben sich dieser Glaubensrichtung in jüngster Zeit auch Leute angeschlossen, von denen man eine solche Haltung eigentlich nicht erwarten würde. Ein Beispiel: Da wir heuer nicht nur ein Mozart-Jahr feiern, sondern auch ein Harnoncourt-Jahr, ist mir aufgefallen, dass der meistbeschäftigte Mozartdirigent dieses Jahres, also Nikolaus Harnoncourt, keine Gelegenheit auslässt, Mozart von der Erde in den Himmel zu transferieren. In seinen Kommentaren zur Einspielung



Mozart aus dem gesellschaftlichen Kontext herauszulösen und als übernatürliches Phänomen zu beschreiben, ...

der frühen Salzburger Symphonien Mozarts und auch in seinen Statements zur Aufführung von Mozarts erstem Bühnenwerk „Die Schuldigkeit des ersten Gebots“ bemühte er sich redlich, den Komponisten aus dem gesellschaftlichen Kontext herauszulösen und das Phänomen Mozart dahingehend zu erklären, dass es sich dabei um eine übernatürliche Erscheinung handle. Die Traditionslinien dieser Betrachtungsweise sind bekannt und reichen von Goethe – „Mozart bleibt immer ein Wunder, das nicht weiter zu erklären ist“ – bis zu Bruno Walter oder Josef Krips. Von letzterem stammt der Ausspruch: „Beethoven erreicht in manchen seiner Werke den Himmel, aber Mozart, der kommt von dort.“

In seiner „Festrede zur offiziellen Eröffnung des Mozart-Jahres“ am 27. Januar 2006 in der Internationalen Stiftung Mozarteum in Salzburg wurde Harnoncourt noch deutlicher und führte unter anderem aus: „Mozart verlangt etwas von uns mit der unerbittlichen Strenge des Genies und wir bieten ihm unsere Jubiläen mit ihren Umwegrentabilitäten und Geschäften und lassen seine Töne zerstückelt aus allen Werbekanälen tropfen. Das dürfte einfach nicht sein, das ist ein Skandal und eine Schande – wie kann man das tolerieren? (...) Der andere Mozart ist der Eigentliche, ist ungreifbar und unbegreifbar, er entzieht sich jeder Beurteilung. Wenn wir ihn erfassen wollen, müssen wir beschämt erkennen, dass unsere Elle nicht in sein Maßsystem passt – er kommt von einem anderen Stern. Er lebt nur durch sein Werk: Ernsthaft in jedem Augenblick, auch im Witz beklemmend: der ‚Musikalische Spaß‘, ein ebenso dunkles Stück wie die gespenstische Lach-Arie in ‚Zaide‘. Was muss das für ein Schock gewesen sein im Hause Mozart, als der Vater im Kleinkind das

Genie erkannte: man meint ein herziges, gescheites Kind zu haben und sieht unvermittelt – ein Krokodil. Ein Genie wie Mozart wird nicht, das ist – paff – wie ein Meteor aus dem Universum. Kein spielendes Kind, eher ein spielender Erwachsener. (...) Schon als Kind komponierte er Werke, deren emotionaler Inhalt weit über das hinausgeht, was er erlebt und erfahren haben konnte. So können wir von dem Jüngling, der er immer war und blieb, die letzten und tiefsten Geheimnisse von Liebe und Tod, von Tragik, Schuld und Glück erfahren. Er zwingt uns, in seelische Abgründe zu schauen und kurz darauf in den Himmel; vielleicht ein Griffel in der Hand Gottes.“

**... bedeutet,
99,99 Prozent
der Menschheit
zu schweigenden
Bewunderern zu
degradieren.**

Entgegen dem allgemeinen Trend halte ich diese Aussagen Harnoncourts für höchst problematisch, weil sie von einem Geniebegriff ausgehen, der in letzter Konsequenz 99,99 Prozent der Menschheit zu schweigenden Bewunderern degradiert, die sich gefälligst ihrer eigenen Wertlosigkeit bewusst sein mögen. Es mag auf den ersten Blick seltsam klingen, aber der Umstand, dass beispielsweise die Firma Calgon heuer eine „Calgon-Mozart-Edition 2006“ auf den Markt brachte – es handelt sich dabei um eine Blechbüchse mit Mozart-Konterfei, Noten und dem Schriftzug des Komponisten, in der sich 45 Tabs zur Entkalkung Ihrer Waschmaschine befinden, das Ganze kostet € 14,99 – oder dass der Wien City Marathon heuer unter dem Motto „run vienna, enjoy mozart“ stand, entspricht derselben Sichtweise. Denn dass sich die „Calgon-Mozart-Edition 2006“ so großer Beliebtheit erfreut, setzt voraus, dass die Marke Mozart für sich steht und ein Eigenleben jenseits des Namensgebers führt.

**Möglich ist die
umfassende
Vereinnahmung
Mozarts erst
durch die
Trennung des
Menschen
Mozart vom
Künstler Mozart
geworden.**

Oder können Sie sich vorstellen, dass es eine „Calgon-Beckett-Edition 2006“ geben könnte? Natürlich würde es keinem PR-Fachmann einfallen, den 100. Geburtstag des Literaturnobelpreisträgers Samuel Beckett zum Anlass zu nehmen, Waschmaschinenentkalker oder Blutwürste nach ihm zu benennen.

Möglich ist diese umfassende Vereinnahmung Mozarts erst durch die Trennung des Menschen Mozart vom Künstler Mozart geworden. In bester christlicher Tradition hat man den leibhaftigen Menschen – also das Fleisch – negiert und stattdessen dem Künstler – also dem Geist – gehuldigt. In diesem Kontext kommt dem Umstand, dass Mozarts Leichnam schon bald nach seiner Beerdigung nicht mehr auffindbar war, er also quasi wie Christus direkt in den Himmel fuhr, eine besondere Bedeutung zu. Im Brief des Apostels Paulus an die Römer können wir über den ewigen Kampf des Fleisches gegen den Geist lesen: „Denn alle, die vom Fleisch bestimmt sind, trachten nach dem, was zum Bereich des Fleisches gehört, alle, die vom Geist bestimmt sind, nach dem, was zum Geist gehört. Das Trachten des Fleisches führt zum Tod, das Trachten des Geistes aber zu Leben und Frieden. Denn das Trachten des Fleisches ist Feindschaft gegen Gott: es unterwirft sich nicht dem Gesetz Gottes und kann es auch nicht: wer vom Fleisch bestimmt ist, kann Gott nicht gefallen.“

Ich denke, dass der Apostel Paulus mit diesen aufschlussreichen Zeilen die ganze Problematik des Mozartkults im christlichen Abendland besser auf den Punkt gebracht hat als so mancher Gelehrte. Nur aus dieser tief in unserem Denken verwurzelten Skepsis gegenüber dem Fleischlichen lässt sich meines Erachtens nämlich erklären, weshalb sich

die Nachwelt bis heute so wohl fühlt, wenn sie Mozart zum unerklärlichen Genie hochstilisiert, ihn also seiner Körperlichkeit beraubt. Wie weit eine solche Sichtweise verbreitet ist, zeigt sich auch in der verdienstvollen Mozart-Biographie *Wolfgang Hildesheimers*, der in diesem Buch zu dem Schluss kommt, dass „das vielleicht größte Genie der Menschheitsgeschichte (...) ein unverdientes Geschenk an die Menschheit“ ist. Das klingt ja geradezu so, als hätte sich die Menschheit Mozart gar nicht verdient, weil sie durch ihr Verhalten schuldig geworden ist.

In seiner aufschlussreichen Untersuchung „Mozart“ schreibt der Soziologe *Norbert Elias* zu dieser Thematik: „Die Verklärung des Geheimnisses im Genie mag auf der gegenwärtigen Zivilisationsstufe ein weit verbreitetes und tief empfundenes Bedürfnis befriedigen. Zugleich stellt sie eine von vielen Formen der Vergöttlichung ‚großer‘ Menschen dar, deren Kehrseite die Geringachtung gewöhnlicher Menschen ist. Dadurch, daß man die einen über das menschliche Maß hinaus erhöht, erniedrigt man die anderen.“

In diesem Zusammenhang ist zunächst einmal bemerkenswert, dass die Hochstilisierung Mozarts zum unantastbaren Genie bereits unmittelbar nach seinem Tod einsetzte und durchaus als Teil einer groß angelegten Kampagne gesehen werden kann. Eine entscheidende Rolle spielte dabei Constanze Mozart, deren Verhalten in erster Linie von taktischen und finanziellen Erwägungen bestimmt war. Während Mozarts Witwe beispielsweise 600 Exemplare von Friedrich Schlichtegrolls 1792 erschienenem Nekrolog auf Mozart aufkaufte, um diese zu vernichten – Constanze Mozart war mit einigen in Ansätzen kritischen Formulierungen des Autors nicht

Die Hochstilisierung Mozarts zum unantastbaren Genie setzte bereits unmittelbar nach seinem Tod ein und kann durchaus als Teil einer groß angelegten Kampagne gesehen werden.

**Jede Epoche
hat sich ihr
eigenes Mozart-
bild zurecht-
gezimmert und
den Komponis-
ten auf diese
Weise ...**

einverstanden –, förderte sie nachdrücklich die Entstehung der ersten, von *Franz Xaver Niemetschek* verfassten Biographie über ihren verstorbenen Mann. Constanzes Einflussnahme ist in diesem 1798 in Prag publizierten Buch dort unübersehbar, wo es um die Mythenbildung geht. So gesehen ist es nicht weiter verwunderlich, dass Mozart von Niemetschek auf 118 Seiten insgesamt 47 Mal als „Genie“, „Wundertalent“ oder „Krone der Unsterblichkeit“ bezeichnet wird.

Die – erfolgreichen – Versuche, Mozarts Widersprüchlichkeiten zu eliminieren und ihm stattdessen den Status des unangreifbaren Genies zu verleihen, setzten im großen Stil also unmittelbar nach seinem Tod ein und wurden von einer harmoniesüchtigen Nachwelt stets dankbar angenommen. Jede Epoche hat sich ihr eigenes Mozartbild zurecht gezimmert und den Komponisten auf diese Weise zum Zwecke der Kriegshetze ebenso missbraucht, wie als Namensgeber für Würste oder Schokoladekugeln. Dass diese Art der Vereinnahmung nur deshalb funktionieren konnte, weil man den Mythos Mozart vom realen Menschen Mozart abkoppelte, versteht sich wohl von selbst.

Das Bemerkenswerte an diesem Phänomen ist allerdings, dass Mozart diese Entwicklung in Ansätzen bereits zu Lebzeiten beobachten konnte. Im Briefwechsel mit seinem Vater während der Parisreise 1777/78 macht sich bei Mozart nämlich eine gewisse Aversion bemerkbar, wenn der Vater auf sein „Genie“ zu sprechen kommt. Mit diesem Begriff konnte Mozart offenbar nichts anfangen und antwortete ausweichend, dass er sich zwar seines Talents durchaus bewusst sei, im übrigen aber trachten müsse, sein Alltagsleben in den Griff zu bekommen. In einem

mit „Wolfgang Romatz“ unterzeichneten Brief an seinen Freund Abbé Joseph Bullinger, fasste Mozart seine Sicht der Dinge folgendermaßen zusammen: „machen sie ihr möglichstes, daß die Musick bald einen arsch bekommt – denn das ist das nothwendigste; einen kopf hat sie izt – das ist eben das unglück!“ Mozart schrieb diesen Brief am 7. August 1778 aus Paris und macht darin deutlich, dass für ihn der „Arsch“ in der Musik als Synonym für das Lebendige wichtiger ist, als der „Kopf“, der wohl für das Vergeistigte und Weltabgewandte steht.

Man könnte in diesen Überlegungen Mozarts auch ein Plädoyer für die Leiblichkeit sehen, die im Gegensatz zur Sterilität des Geistigen steht. Dieser Konflikt zwischen Zivilisation und Animalität – wenn ich das einmal auf diese Begriffe reduzieren darf – spielt übrigens auch in der Mozartrezeption der letzten 200 Jahre eine zentrale Rolle und fand seinen Niederschlag bereits in den Zensurversuchen der Witwe Mozarts und ihres zweiten Mannes, des dänischen Legationsrates Georg Nikolaus Nissen. Es ist ja allgemein bekannt, dass das Ehepaar Nissen keine Skrupel hatte, Mozarts Biographie ganz nach seinen Erfordernissen neu zu erfinden. Überzeugen kann man sich davon in der fast 1.000 Seiten umfassenden „Biographie W. A. Mozarts“ aus dem Jahr 1828, deren Verfasser zwar Georg Nikolaus Nissen heißt, in der die Handschrift seiner Frau Constanze aber unübersehbar ist. In diesem Buch wird man über Mozarts Hang zur Fäkalkomik und seiner Faszination für den Dreck ebenso wenig lesen wie über seine Begeisterung für das Glücksspiel oder seine schweren Depressionen in den letzten Jahren seines Lebens. Mit diesem Buch wurde ein wesentlicher Grundstein für die Herausbildung jenes Mozart-

**... zum Zwecke
der Kriegshetze
ebenso miss-
braucht, wie als
Namensgeber
für Würste oder
Schokoladen-
kugeln.**

**Ich behaupte,
dass der Genie-
begriff des 19.
Jahrhunderts
überhaupt erst
die Vorausset-
zung dafür
bildete, ...**

bildes gelegt, das bis heute in seinen verschiedensten Erscheinungsformen nachwirkt und das sich vor allem durch Sterilität und das Leugnen von Widersprüchen auszeichnet.

Ich behaupte, dass der Geniebegriff des 19. Jahrhunderts überhaupt erst die Voraussetzung dafür bildete, dass Mozart beispielsweise von den Nationalsozialisten für deren Zwecke missbraucht werden konnte. In diesem Zusammenhang lohnt sich ein Blick auf die Mozartfeier des Jahres 1941 in Wien, wo sich am 28. November höchste Repräsentanten des Staates und des Klerus versammelt hatten, um eines „deutschen Genies“ zu gedenken. Die Bedeutung dieser Veranstaltung wurde dadurch unterstrichen, dass der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, *Dr. Joseph Goebbels*, die Grußbotschaft verfasste und damit den ideologischen Überbau für diese Mozartwoche lieferte. Goebbels schreibt:

„Die grösste musikalische Huldigung, die je einem Genius ehrend dargebracht wurde, vollzieht sich im Kriegsjahr 1941 in Wien. Während Europa sich anschickt, eine neue politische Gestalt anzunehmen und die Grundlagen der Zukunft durch die Waffen erkämpft werden, huldigen die deutsche Nation und die ihr befreundeten Völker einem der Größten aller Nationen und Menschen, die die Welt je hervorgebracht hat. Sie danken ihm durch die festliche Wiedergabe seiner begnadeten Musik. Die Zukunft unseres Volkes und Europas insgesamt soll mit im Zeichen dieses großen deutschen Tonschöpfers stehen, dessen Andenken die Mozart-Feier in Wien als Gleichnis ewig gültiger menschlicher Werte gilt. Aus Gelöstheit und wissendem Ernst, die Mozarts Wesen erfüllen, entsteht uns

für die Zukunft ein Vermächtnis, das zu ehren und zu fördern wir verpflichtet sind. In diesem Sinne wollen die Festtage 1941 in Wien verstanden sein.“

Goebbels' Intention war es also, fünf Monate nach dem Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion zwischen dem deutschen Angriffskrieg und „Mozarts Wesen“ einen direkten Zusammenhang herzustellen. Noch deutlichere Worte fand der Reichsstatthalter und Gauleiter von Wien, *Baldur von Schirach*, der am 28. November 1941 die Eröffnungsrede hielt und dabei Mozart nicht nur als „deutsches“, sondern vor allem als „europäisches“ Genie würdigte und in dessen Namen er „die Jugend Europas zum Krieg für ihre Kunst“ aufrief. Wie Goebbels versuchte auch von Schirach, mit Mozart Propaganda für den Krieg zu machen. In seiner Rede führte er aus: „*Im Kriege aber bedeutet die Beschwörung seines Geistes eine Handlung im Sinne der kämpfenden Soldaten: Denn wer für Deutschland das Schwert zieht, der zieht es auch für ihn!*“

Unsere Kunst war nie göltig, wenn sie nicht zu allen Zeiten göltig wäre. Das gerade ist die Bedeutung Mozarts für die Kämpfer des Krieges, daß er ein Teil der Kraft ist, aus der heraus wir Kriege führen können.“ Während Joseph Goebbels und Baldur von Schirach in ihrer Funktion als Nazi-Propagandisten kein Hehl daraus machten, dass sie Mozart in erster Linie unter dem Aspekt des bewaffneten Kampfes um eine Neugestaltung Europas unter deutscher Führung sahen, versuchten Vertreter der „geistigen Elite“, Mozart über den Umweg der Metaphysik für Hitlerdeutschland zu vereinnahmen.

So schreibt etwa *Josef Weinheber* in seinem Huldigungsgedicht „An Mozart“:

**... dass Mozart
beispielsweise
von den Nationalsozialisten
für deren
Zwecke miss-
braucht werden
konnte.**

*„Das Gültige, das dauernd Allgemeine
hast du gefaßt in Formen himmelsklar.
Mit Nord und Süd im heitersten Vereine,
die ganze deutsche Seele stellst du dar.“*

Weitere Beiträge in der Wolfgang Amadäus (!) Mozart gewidmeten Jubelschrift verfassten die Komponisten Werner Egk (München) und Rudolf Wagner-Regeny (Berlin), die Mozartforscher Erich Schenk (Salzburg) und Ludwig Schiedermair (Bonn), der Dirigent Karl Böhm (Dresden) sowie diverse linientreue Regisseure und Bühnenbildner.

Nicht einmal vier Jahre später, am 1. Mai 1945, spielte die Wiener Staatsoper in ihrem Ausweichquartier in der Volksoper als Eröffnungspremiere Mozarts „Hochzeit des Figaro“. Am selben Tag beging Goebbels in Berlin Selbstmord. Die politischen Verhältnisse hatten sich also geändert, nicht aber das Vertrauen der jeweiligen Machthaber in die Musik Mozarts.

Dass die Mechanismen der politischen Vereinnahmung Mozarts aber auch heute noch funktionieren, zeigt die jüngste Geschichte. Denn dass das dreitägige EU-Gipfeltreffen unter dem Titel „The Sound of Europe“ vom 26. – 28. Januar 2006 aus Anlass von Mozarts 250. Geburtstag in Salzburg stattfand, ist ja allgemein bekannt. Und Sie wissen auch, dass uns nur aufgrund der Absage der US-amerikanischen Außenministerin das Mozart-Duo Condoleezza Rice und Wolfgang Schüssel erspart geblieben ist. Ein kleines Gedankenspiel an dieser Stelle: Wäre dieser Auftritt der in die Jahre gekommenen Wunderkinde-der Rice/Schüssel tatsächlich zustande gekommen, wäre der Festsaal im Schloss Kleßheim sicherlich im Glanze

der internationalen Prominenz erstrahlt. Was Mozart wohl dazu gesagt hätte? Möglicherweise dies: „Es war eine menge Nobleße da, die Ducheße arschbömerl, die gräfin brunzger, und dan die fürstin riechzumtreck, mit ihrn 2 töchter, die aber schon an die 2 Prinzen Mußbauch vom Sauschwanz verheyrathet sind.“

Machen wir einen Sprung zurück in die neunziger Jahre: Damals, als es den Schilling noch gab, zierte ein Porträt Mozarts die höchste Banknote, den 5.000er, und wiederum ein paar Jahre später, als der Schilling abgeschafft wurde, durfte Mozart von einer 1-Euro-Münze herunterlächeln. Die Mozart-Abwertung um 99,72 % ist zwar für jene ein bisschen peinlich, die uns Mozart als den größten Österreicher aller Zeiten verkaufen wollen, andererseits kann man sich damit trösten, dass Mozart auf der Münze bis zur Unkenntlichkeit entstellt ist.

Und weil das Springen gerade so schön ist, begeben wir uns kurz auf den Mars, wo der Roman „Mozart für Marsianer“ von *Philip K. Dick* spielt. In diesem Buch gibt es eine kleine Szene, in der der einflussreichste Mann auf dem Mars, der Gewerkschaftsboss Arnie Kott, bei einem Empfang in seinem Haus gesteht: „Ich liebe Mozart.“ Als Beweis dafür spielt er ein Tonband ab, auf dem die Sinfonie Nr. 40 in g-moll KV 550 zu hören ist. Arnie Kott kommt ins Schwärmen: „Bruno Walter dirigiert. Eine große Seltenheit aus der goldenen Zeit der Schallplatte.“ Als sich die Aufnahme schließlich als chiffrierte Nachricht entpuppt, ist es mit Kotts Liebe für Mozart vorbei und er muss trachten, die gefährliche Situation in den Griff zu bekommen.

Nach dieser kleinen Reise durch Raum und Zeit wenden wir uns wieder der Gegenwart zu und klicken die Home-

**Der größte
Feind der
Wahrheit ist
nicht die Lüge,
sondern der
Mythos.**

page www.mozart2006.net an, das ist das gemeinsame „Mozart-Sales-Manual“ der „Tourismus Stadt Salzburg GmbH“, der „Salzburger Land Tourismus GmbH“, des „Vienna Tourist Board“ und des „Austrian National Tourist Office“. Auf dieser Homepage wird der Besucher mit folgendem Satz begrüßt: „Wolfgang Amadeus Mozart is the most famous Austrian of all time.“

Obwohl es sich hierbei um einen einfachen Aussagesatz handelt, beinhaltet dieser nicht weniger als drei Fehler. Jeder Volksschüler würde dafür ein „Nicht genügend“ bekommen, nicht so aber die Betreiber dieses „Mozart-Sales-Manual“.

Falsch ist zunächst einmal der Name. In der Zwischenzeit sollte eigentlich allgemein bekannt sein, dass Mozart nicht „Amadeus“ hieß, sondern dass ihm dieser Name posthum aus PR-Gründen verpasst wurde. Wenn Mozart mit verschiedenen Identitäten experimentierte, dann nannte er sich zwar „Edler von Sauschwanz“, „Gnagflow Trazom“ oder „Franz von Nasenblut“, aber niemals Amadeus. Diesen Namen, also die lateinisierte Form seines vierten Vornamens „Theophilus“, verwendete er ausschließlich in selbstironischem Zusammenhang, so zum Beispiel in einer Beichtparodie, die er am 14. November 1777 an seinen Vater schickte und in der er als „johannes Chrisostomus Amadeus Wolfgangus sigismundus Mozart“ bekannte, „lauter Sauereyen, nemmlich, vom Dreck, scheissen, und arschlecken“ gereimt zu haben. Weiters sollte es gerade im Mozart-Jahr 2006 zum Allgemeinwissen gehören, dass Mozart nicht Österreicher, sondern Salzburger war. Das Fürsterzbistum Salzburg gehörte als eigenständiges Territorium zum Heiligen Römischen Reich und kam erst 1816 endgültig zu Österreich.

Und so leid es mir tut, aber der bekannteste Österreicher heißt nicht Wolfgang Amadé Mozart, sondern Adolf Hitler. Aber den hat das offizielle Österreich ja nach Deutschland ausgebürgert, während es im Gegenzug Beethoven zum Österreicher gemacht hat. Mythenbildung also, wohin das Auge blickt.

Und damit komme ich auch schon zum Schlusssatz, der ausnahmsweise nicht von Mozart, sondern von John F. Kennedy stammt: „Der größte Feind der Wahrheit ist nicht die Lüge, sondern der Mythos.“

Diskussion *(Auszüge)*

**Man kann heute,
die kriminelle
Vergangenheit
unseres Landes
betreffend, nicht
mehr von einer
Schweigekultur
sprechen.**

Peter Huemer: Event und Diskurs seien zwei zeitgenössische Begriffe, so Barbara Frischmuth in ihrem Statement. Während Tiefgang heute merkwürdig altmodisch, ja hilflos wirke, klinge Diskurskultur hingegen sehr flott. Von Frau Frischmuth kam auch der Hinweis auf die *mangelnde Diskurskultur*. In einem kühnen Bogen verwies sie auf das *lange Schweigen*, das nach der Ära des Nationalsozialismus drückend über Österreich lag und die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit behindert, vielleicht verhindert habe. Dieses lange Schweigen ist im Frühjahr 1986 – also vor genau zwanzig Jahren – mit dem Streit um die SS-Vergangenheit von Kurt Waldheim im Zusammenhang mit seiner Wahl zum österreichischen Bundespräsidenten abrupt zu Ende gegangen. Man kann heute, die kriminelle Vergangenheit unseres Landes betreffend, nicht mehr von einer Schweigekultur sprechen.

Was die Praxis anbelangt, war der Umgang Deutschlands mit der nationalsozialistischen Vergangenheit jenem von Österreich nicht unähnlich. Die Täter haben auch in Deutschland Karriere gemacht, sie sind auch in Deutschland von Gerichten freigesprochen worden. Aber das Bewusstsein im Umgang mit der Vergangenheit war ein völlig anderes, weil es diese Art von ganz radikaler und konsequenter Schuldabschiebung, wie sie in Österreich durch vier Jahrzehnte erfolgt ist, nicht geben konnte. So bleibt die Frage, ob sich dieses Schweigen möglicherweise bis heute auf den öffentlichen Diskurs auswirkt?

Barbara Frischmuth: Es gab auch in Österreich – das darf man nicht vergessen – immer Menschen, die sich gegen

das Verdrängen stellten. Das lange allgemeine Schweigen über die Nazi-Vergangenheit hat aber, so denke ich, nachdem es aufgebrochen war, zu sehr heftigen und aggressiven Reaktionen geführt. Besonders stark empfunden habe ich – auch unter Kollegen und Kolleginnen – dieses sich bewusst gegenseitig Niedermachen. Das ist gerade in Österreich, wo man auf der einen Seite immer so freundlich tut, auffallend. Bereits bei geringfügigen Meinungsunterschieden wurde sofort der – wie man sagt – „Aufreibfetzen“ in Stellung gebracht. Ich glaube, dass dies mit der mangelnden Kontinuität der Auseinandersetzung zusammenhängt. Viel wichtiger aber ist mir, dass das, was wir uns jetzt endlich erarbeitet haben, nämlich die Fähigkeit, Aggression auch raus zu lassen, dass diese Art zu diskutieren in den neuen Kontexten einer sich multikulturell verändernden Gesellschaft so nicht funktioniert. Hier brauchen wir wieder *andere Modelle und Muster des Diskurses und der Diskussion*.

**In einer sich
multikulturell
verändernden
Gesellschaft
brauchen wir
andere Muster
des Diskurses.**

Peter Huemer: Die Frage des Umgangs miteinander, des Umgangs mit den so genannten Fremden, die keine Fremden sind, weil sie nicht nur hier leben, sondern auch hier aufgewachsen sind, stellt sich gegenwärtig in Frankreich sehr brisant, wenn wir an die Revolten der Jugendlichen in den Vorstädten denken.

Antonin J. Liebm: Wenn man über Frankreich nachdenkt, ist wichtig in Betracht zu ziehen, dass es in diesem Land sieben Millionen Einwohner arabischer Herkunft gibt. Auch dass Frankreich – anders als Österreich oder Deutschland – ein Kolonialland war, beeinflusst die Debatten in anderer Weise. Das eigentliche Event sind in Frankreich

Es gibt in einem Gespräch nichts Fürchterlicheres für denjenigen, der sprechen will, als wenn er jemandem gegenübersteht, der schweigt.

im Moment aber, so würde ich sagen, nicht die revoltierenden Jugendlichen in den Vororten, die Autos und Läden in Brand stecken, es ist auch nicht der neue Gesetzesvorschlag zur Jugendbeschäftigung, an dem sich die Konflikte entzündet haben. Das eigentliche Event sind die Parlamentswahlen im Jahr 2007, sie stehen hinter den Ereignissen auf den Straßen von Paris.

Peter Huemer: Sie meinen, dass das, was derzeit in Frankreich passiert, weniger mit den offensichtlichen Strukturproblemen in den Vorstädten, Arbeitslosigkeit usw., zu tun hat, als vielmehr in Wirklichkeit nur Bestandteil eines großen Machtspiels ist, das noch ein Jahr dauert? Und dass man sich erst nach dem Ende der Wahlen wieder den eigentlichen gesellschaftlichen Problemen zuwenden wird können? Das ist wohl die deprimierendste aller möglichen Analysen.

Kurt Palm: Ich würde gerne auf die Kategorie des Schweigens zurückkommen. Wir haben in Österreich einen Kanzler, der den Spitznamen „Schweigekanzler“ trägt, und das ist natürlich im Kontext des Diskurses für den politischen Gegner tödlich. Denn es gibt in einem Gespräch nichts Fürchterlicheres für denjenigen, der sprechen will, als wenn er jemandem gegenübersteht oder gegenübersteht, der schweigt. Auf diese Weise können sie jeden Menschen fertig machen. Es erscheint mir im Kontext des Begriffs „Diskurskultur“ interessant, dass man sozusagen dem Diskurs ausweicht, nicht indem man jemandem etwas entgegen hält oder eine Position vertritt, sondern, dass man schweigt. Der Roman „Die Wolfshaut“ von *Hans Lebert* – meines Erachtens das beste Buch über

das Nachkriegs-Österreich – spielt in einem Ort namens „Schweigen“. Das Geschehen ist irgendwo diffus in Österreich angesiedelt, aber dieser Ort „Schweigen“ steht paradigmatisch für das Österreich der Nachkriegszeit. In diesem Ort finden sämtliche Schabigkeiten statt, die es in Österreich nach 1945 gegeben hat. Dieser Ort „Schweigen“ und die Symbolik, die dahinter steckt, erscheinen wesentlich im Zusammenhang mit den nicht vorhandenen Diskursmilieus. In Österreich gibt es keine Streitkultur – das ist das Problem.

Dass mittlerweile große Anteile der Bevölkerungen europäischer Länder muslimisch sind, wird nicht zur Kenntnis genommen.

Antonin J. Liebm: Dieselbe Misere gibt es in den postkommunistischen Ländern, in denen das Schweigen zu einer Sitte geworden ist. Der Intellektuelle, der in den 1960er-Jahren in Osteuropa eine große Rolle gespielt hat, ist verschwunden. Das Wort „Intellektuelle“ ist zu einem Schimpfwort und das Schweigen zur Lebensweise geworden.

Barbara Frischmuth: Das Wort „Intellektuelle“ hat viele Wandlungen erfahren und ist immer wieder verächtlich gemacht worden, also das ist nicht neu. Neu ist für mich, dass sich das Schweigen fortsetzt und dass die großen demographischen Veränderungen, die in Europa durch Migration stattfinden, ausgespart werden. Dass mittlerweile große Anteile der Bevölkerungen europäischer Länder muslimisch sind, wird nicht zur Kenntnis genommen. Oder man begeilt sich oberflächlich an Schlagworten wie Ehrenmord, Parallelkultur oder gescheiterte Integration, anstatt das zu diskutieren, was zu Konflikten geführt hat, zu sprechen darüber, wie die Menschen sich fühlen, wie *sie* möchten, dass man mit ihnen umgeht, auch, wie *wir*

Wir müssen die Themen „Zuwanderung“, „Integration“ und „Interkulturelle Verständigung“ mit mehr Tiefgang diskutieren.

möchten, dass sie mit uns umgehen. Zum Beispiel vermisse ich in Österreich sehr, dass niemand von den eingebürgerten Menschen anderer Herkunft in die Polizei aufgenommen wird, dass diese Menschen nicht im Beamtenapparat, in den Steuerbehörden usw. zu finden sind. Ich glaube, man muss Menschen, von denen man Integration verlangt, auch einen Anreiz bieten. Das heißt, dass sie in den Ländern, in denen sie sich integrieren sollen, auch eine Chance haben müssen, etwas zu werden. Nur wenn man diese Chance hat, entwickelt man auch ein Gefühl für dieses Land, ein Gefühl der Verantwortung. Ich vermisse den Dialog auch bei Veranstaltungen wie dieser – entschuldigen Sie vielmals –, aber warum sitzt hier am Podium nicht ein Serbe oder Türke?

Wir müssen die Themen „Zuwanderung“, „Integration“ und „Interkulturelle Verständigung“ mit *mehr Tiefgang* diskutieren, als dies die „Kronenzeitung“ und manchmal auch die so genannten gehobenen Printmedien tun, indem sie lauthals verkünden: „Integration gescheitert“.

Peter Huemer: Das Gespräch hat nun einen interessanten Haken geschlagen. Von der Diskurskultur, die uns vorgegeben war, zum Schweigen als einem wesentlichen, gesellschaftlichen Phänomen. Nun hat Antonin Liehm einleitend Rilke zitiert, der Bezug nehmend auf die 1920er-Jahre beklagt, dass so vieles „von einer Flut von gleichgültigen Dingen“, von „Attrappen des Wesentlichen“ verschluckt werde. Liehm hat uns daran erinnert, dass Schweigen auch etwas mit Nachdenken zu tun haben kann, und dass im gegenwärtigen Diskurs so Vieles flach geredet wird.

Barbara Frischmuth: Um es noch einmal zu verdeutlichen, es geht vor allem darum, *miteinander* zu reden, mit den Betroffenen, und nicht nur einen abgehobenen Diskurs zu führen, der die Betroffenen ausschließt.

Werner Riemer: Es kann auch andere Gründe für das Schweigen und die Diskursverweigerung geben. Vielleicht sind einfach die Probleme zu groß? In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg hätte das Reden für viele Menschen ja bedeutet, sich von sich selbst loszusagen. Da wurden lieber die Lebenslüge und das Schweigen als persönlicher Ausweg gewählt. Auch die anderen angesprochenen Probleme – die Jugendrevolten in Frankreich, die Umstrukturierung unserer Kulturen – sind Probleme eines Kalibers, die offenbar keine einfachen Antworten zulassen, jedenfalls haben wir sie noch nicht. Schweigen kann Bequemlichkeit sein, Eskapismus, aber es kann einfach auch Ratlosigkeit ausdrücken.

Barbara Frischmuth: Ja, das mag sein. Aber der Mensch zeichnet sich aus als das sprechende Tier. Die Sprache macht den Menschen aus, sagen wir immer, und wir haben keine andere Möglichkeit, uns über Probleme auszutauschen, als über die Sprache. Ich glaube, wenn wir dies noch nicht können, dann werden wir es lernen müssen. „Schweigen ist Gold“ heißt es im Volksmund, aber Gold ist leider keine Währung mehr. Wir werden uns dazu bequemem müssen, eine geeignete Sprache zu finden, wenn uns daran liegt, Muster, die wir aus unserer Geschichte zuhauf kennen, nämlich, dass sich Bevölkerungsteile völlig auseinander dividieren lassen, zu verhindern.

Schweigen kann Bequemlichkeit sein, Eskapismus, aber es kann einfach auch Ratlosigkeit ausdrücken.

**Eine
Schwachstelle
im gegenwärtigen
Diskurs
sehe ich in dem
Umstand, dass
wir oft die
Adressaten
nicht finden.**

Antonin J. Liehm: Wir leben in der Zeit der zweiten industriellen Revolution, die zweihundert Jahre nach der ersten stattfindet. Die heutige Welt ändert sich in einer rasanten Geschwindigkeit und vieles, mit dem wir gelebt, das wir gut gekannt haben, wird ganz anders. Eine Schwachstelle im gegenwärtigen Diskurs sehe ich in dem Umstand, dass wir oft die Adressaten nicht finden. In den letzten 150 Jahren waren die Anzusprechenden bekannt, der Staat, die Kirche usw. Das ändert sich jetzt alles sehr schnell und noch niemand hat die Zeit, in der wir heute leben, umfassend beschrieben, analysiert, gelesen. Wir wissen selbstverständlich etwas über die Globalisierung, die Informationsrevolution usw., aber das sind alles nur Bruchteile des Ganzen. Und deswegen ist der Grund des Schweigens die Ratlosigkeit. Man weiß noch nicht, was wirklich passiert.

Peter Huemer: Ich glaube, dass eine *Gesellschaft, die eine ganz tiefe Erschütterung erfahren hat* – sei es durch einen Bürgerkrieg, sei es durch eine Diktatur –, um irgendwie wieder zusammenzufinden, zunächst einmal in ein *selbst verordnetes Schweigen* verfällt. Das ist überhaupt nicht Ratlosigkeit, sondern der mehr oder minder zielgerichtete Versuch, über das, was passiert ist, hinwegzukommen, zu irgendeiner Form neuer Gemeinsamkeit zu finden. Für die Opfer ist dies grauenhaft, weil sie in einer gewissen Weise noch einmal geschändet werden, weil sie mit ihren Anliegen als Opfer, möglicherweise auch als Helden im Widerstand, neuerlich zum Schweigen verurteilt sind. Diese Art des Schweigens produziert wiederum ihre Opfer, und es sind im Großen und Ganzen dieselben Opfer. Es handelt sich dabei, wie ich meine, um den Versuch, die Gesellschaft wieder in irgendeiner Weise zu einem zumindest organisa-

torisch funktionierenden Ganzen zusammenzufügen. Logischerweise bricht dieser Kitt dann nach Jahrzehnten auf. Das Schweigegebot wäre in diesem Sinn ein notwendiger historischer Durchgangsprozess nach einer Diktatur, um den eine Gesellschaft nicht herumkommt.

Antonin J. Liehm: Was Sie hier sagen, ist sehr mitteleuropäisch. Betrachten Sie zum Beispiel die Vereinigten Staaten von Amerika: Die Menschen dort sind völlig ratlos. Die USA spielen eine große Rolle in der Welt, nicht nur politisch, auch gesellschaftlich, industriell, technologisch etc. Die Intellektuellen schweigen nicht, aber niemand hört ihnen zu, niemand interessiert sich. Das ist das Problem. Die Ratlosigkeit der amerikanischen Gesellschaft ist erstaunlich. Das hat mit Diktatur oder einer postdiktatorischen Zeit nichts zu tun, viel aber mit der *Entertainment-Gesellschaft*.

Barbara Frischmuth: Ich habe die Ratlosigkeit auf das bezogen, was auf uns zukommt im sich verändernden Europa und in der Welt der unterschiedlichen Kulturen. Gerade weil wir in Bezug auf den neuen Interkulturalismus noch nicht die Erfahrung einer so furchtbaren Katastrophe gemacht haben, wie es der Nationalsozialismus war, wäre es angebracht, es miteinander redend anzugehen. Und: *Ratlosigkeit ist keine Schande*, man kann sie auch zugeben. Aber man darf sich nicht mit der Ratlosigkeit für alle Zeiten begnügen.

Hanja Fedorowicz: Frau Frischmuth, Sie haben von den naturalisierten Serben und Türken gesprochen. Haben Sie dabei nicht „naturalisierte Österreicher“ gemeint und damit auf einem Umweg ein gewisses Tabu berührt, näm-

Die Intellektuellen schweigen nicht, aber niemand hört ihnen zu. Das ist das Problem.

**Mir geht es um
das Vorurteil,
den Rassismus
der offenen
Geister.**

lich die Frage: Wer sind „Wir“ und „die Anderen“ überhaupt?

Was mich traurig macht, ist nicht der Rassismus der engstirnigen und geschlossenen Geister, denn jeder kann in politischer Correctness auf die Freiheitlichen [Österreichische Partei, die mit Anti-Ausländerparolen um Wählerstimmen wirbt, *Red.*] oder andere Ausländerhetzer zeigen. Mir geht es mehr um die Geschlossenheit und das unbewusste Vorurteil, um den Rassismus der offenen Geister. Und da ist eine kulturelle Tradition am Werk, die vielleicht auch mit Mozart zu tun hat. Das Mozart-Jahr zeigt doch Folgendes: Solange der Künstler in das Schönbild passt, dann ist er *unser* Mozart, und wenn andere Wirklichkeiten, von denen Kurt Palm gesprochen hat, auftauchen, dann distanzieren wir uns. Genau so dürfen naturalisierte Türken nicht naturalisierte Österreicher sein, weil Österreicher im Grunde genommen besser sind.

Waltrand Rainer: Mich erfüllt die zunehmende Fanatisierung in den Religionen mit Angst. Sprache ist – wie Frau Frischmuth ausgeführt hat – zu Recht sehr ernst zu nehmen. Mit welcher Sprache entkommen wir dieser Fanatisierung? Und zur Art des Umgangs miteinander: Es gibt konstruktive Kritik, die nötig und wichtig ist, sie wird bei uns großteils gemieden. In Österreich gibt man, so mein Eindruck, gerne Watschen – Kritik wird ersetzt durch Watschen und Runtermachen und das führt natürlich ins schwarze Eck, wirkt destruktiv.

Peter Huemer: Um die Frage zu verstärken: Ich habe den Eindruck, dass Diskussionen sehr schnell weg vom Thema hin ins Persönliche transformiert werden. Die

substanzielle Bedeutung, um die es eigentlich geht und mit der man sich sehr wohl auseinandersetzen könnte, geht im persönlichen Hickhack unter. Ist dem so?

Barbara Frischmuth: Ja, das meinte ich mit Niedermachen.

Werner Riemer: Wenn dieser Diskurs notwendig ist und wir nicht im Schweigen und in der Ratlosigkeit stecken bleiben können, welchen Beitrag könnte dann die Kultur leisten?

Antonin Liehm: Ich glaube, das Beste in der Geschichte der Menschheit ist geboren worden aus nicht-konstruktiver Kritik. Alle großen kulturellen oder politischen Bewegungen waren nie konstruktiv. Die Rolle von Kultur und Kunst wäre somit, nicht konstruktiv zu sein. Das Wort „konstruktive Kritik“ kenne ich übrigens sehr gut aus der kommunistischen Vergangenheit. Die gesamte Aufklärung wurde im totalitären französischen Regime Ludwig des XV. geboren – das war nicht konstruktiv. Die destruktive Kritik an den Missständen hat die Menschheit sehr viel weiter gebracht, als sie zuvor war. Die Kultur muss danach fragen, was ist, sie muss die Verhältnisse benennen.

Marianne Riemer: Mir hat Antonin Liehms Unterscheidung des Baumeisters vom Schauspieler zu denken gegeben. Trifft das Bild des Schaustellers nicht auch auf die aktuelle Politik zu? Wird uns hier nicht ein Schauspiel vorgeführt? Je mehr sich jemand inszeniert – und sei es aus krankhaft manischem Antrieb – und je größer die Menge derer ist, die applaudiert, umso mehr wird dieser Jemand wahrgenommen. Und trifft dies nicht gerade auf die

Das Beste in der Geschichte der Menschheit ist geboren worden aus nicht-konstruktiver Kritik.

Diskussion über Themen der Zuwanderung in besonderer Weise zu?

**Es ginge wohl
darum, den
Diskurs auf jene
Existenzen hin
zu erweitern, die
tatsächlich tag-
täglich in ihrem
Überleben
gefährdet sind.**

Peter Bruck: Der Diskurs lässt sich eigentlich nur dann konstruktiv erweitern, wenn wir auf die heute gegebenen Realitäten der Welt zu sprechen kommen. Das bedeutet, eine materialistische Analyse darüber anzustellen, was die zentralen Herausforderungen sind, in einer Zeit, die von so viel Geschwätzigkeit umgeben ist. Warum reden wir nicht über die Ausrottung des Hungers und ein Ende der Armut in der Welt, anstatt uns gegenseitig mit Tüfteleien narzißtischer Selbstbetrachtung der eigenen Geschichte zu unterhalten? Es ginge wohl darum, den Diskurs auf jene Existenzen hin zu erweitern, die tatsächlich tagtäglich in ihrem Überleben gefährdet sind, die nicht aushalten können, was ihnen widerfährt und gar nicht zur Sprache kommen, weil sie nicht die Kraft dazu haben.

4. Sustainable Cultour?

Kultur als Wirtschafts-
und Standortfaktor

Kultur ist mehr als Standortmarketing

Landeshauptmann-Stellvertreter Wilfried Haslauer

Guten Abend,

meine sehr geschätzten Damen und Herren!

Ich freue mich sehr, dass gerade dieses Thema heute Abend diskutiert werden kann, weil ich in mehrfacher Hinsicht damit zu tun habe – als Wirtschafts- und Tourismusreferent der Landesregierung, aber auch als jenes Mitglied der Landesregierung, das für Museen und kulturelle Sonderprojekte zuständig ist. In vielfacher Hinsicht ist mir in meiner zweijährigen Regierungstätigkeit immer wieder die Frage untergekommen: Was bedeutet denn Kultur, was bedeutet denn Kunst für Salzburg? Wenn Sie ins Ausland fahren und sagen, sie kommen aus Salzburg, sagen die Leute gleich: „Wie wunderbar, wie schön, wie glücklich Sie sind“, aber sie waren meistens auch schon da und sie sind meistens und oftmals aufgrund kultureller Aktivitäten hier gewesen. Und wenn wir Statistiken glauben dürfen, dann sind rund 20 Prozent der Städtereisenden in Sachen Kultur unterwegs, Tendenz stark steigend. Wir haben aber nicht nur wunderbare Festspiele und Kultur in der Stadt, sondern auch ein sehr reges Kulturleben am Land.

Ich weigere mich aber grundsätzlich, den Komplex Kunst und Kultur vor allem vor dem Hintergrund touristischer Zuwachsraten und ökonomischer Effekte zu begreifen. Mich interessiert vielmehr der indirekte Effekt von Kunst und Kultur auf die Entwicklung eines Standortes. Und da geht es um die so genannten „soft facts“, und wenn Sie sich ländliche Regionen ansehen, so leiden diese weniger dar-



Wenn wir Statistiken glauben dürfen, dann sind rund 20 Prozent der Städtereisenden in Sachen Kultur unterwegs.

**Kunst und
Kultur sind ein
Stärkefeld in der
Positionierung
Salzburgs im
internationalen
Wettbewerb.**

unter, dass die Verkehrswege schlecht wären oder dass das entsprechende Arbeitsplatzangebot nicht da wäre. Sie leiden v. a. darunter, dass die Entscheidungsträger und oftmals auch deren Partner, Ehegattinnen und Ehegatten einfach nicht in ländliche Regionen gehen wollen, weil dort das Kulturangebot nicht in dem Ausmaß vorhanden ist, wie man es in urbanen Bereichen kennt. Kunst und Kultur sind daher ein ganz entscheidender Wirtschafts- und Standortfaktor.

Ich bin zutiefst überzeugt davon, dass wir bei der Positionierung Salzburgs im internationalen Wettbewerb der Regionen auf Stärkefelder zu setzen haben. Kunst und Kultur sind ein solches – nicht nur oder nicht vordergründig wegen der direkten Beschäftigungseffekte oder der direkten Wirtschaftseffekte. Es ist gut und schön, dass wir sie haben, aber sie sind allein nicht ausschlaggebend, sondern entscheidend ist das „Abfallprodukt“ an positivem Lebensgefühl. In dessen Umfeld wachsen die sogenannten „Creative Industries“, gedeihen Hochschulen und Universitäten. Sie alle tragen dazu bei, die Botschaft Salzburgs in die ganze Welt zu tragen. Ich möchte noch einmal vor dem Vorurteil warnen, dass Kunst und Kultur nur in den Städten stattfindet. Wir haben auch am Land ein sehr reges Kunst- und Kulturleben, allerdings in anderer Ausrichtung, das man auch begreifen und verstehen muss.

Um zum Schluss zu kommen: Ich hoffe, dass wir in der Wirtschaftspolitik, aber auch in der Kulturpolitik die Bedeutung von Kultur als Wirtschafts- und Standortfaktor im richtigen Ausmaß verstehen, und ich hoffe, dass wir deren Prinzipien im Verlauf des Abends noch besser verstehen werden. In diesem Sinn wünsche ich uns allen einen nachhaltigen Abend.

Kulturveranstaltungen als „Greening Events“

Andrew Blackwell

Der englische Begriff für die ökologische Organisation von Veranstaltungen lautet „Greening Events“. Spätestens seit dem Gipfel für Nachhaltige Entwicklung in Johannesburg 2002 ist die Organisation von Veranstaltungen unter Berücksichtigung von Nachhaltigkeitskriterien fest etabliert. Unter „Greening Events“ versteht man die Planung, Organisation und Durchführung von Veranstaltungen im Einklang mit den Prinzipien der Nachhaltigkeit, wie Gesundheits- und Umweltaspekte oder auch wirtschaftliche und soziale Belange. In diesem Sinne ist der Begriff eigentlich viel zu kurz gegriffen, da sich das Wort „Greening“ nur auf die ökologische Dimension der Nachhaltigkeit bezieht.



Worauf ist zu achten? Um bei der Organisation von Veranstaltungen unter Berücksichtigung von Nachhaltigkeitskriterien die nötige Unterstützung zu bekommen, ist es besonders wichtig, von Beginn an alle Betroffenen, BürgerInnen und Dienstleister in einen transparenten und zur Mitwirkung einladenden Prozess mit einzubeziehen. Die Kommunen fungieren dabei als treibende Kraft, als Initiatoren und Moderatoren.

ICLEI als Internationaler Verband von Kommunen, die sich der nachhaltigen Entwicklung verpflichtet fühlen, hat in den letzten 10 Jahren eine Reihe von Konferenzen organisiert und dabei immer besonderen Wert auf deren nachhaltige Organisation und Ausrichtung gelegt. Zahl-

reiche Mitgliedsstädte von ICLEI haben in den vergangenen Jahren erfolgreich zu Konferenzen und Veranstaltungen eingeladen und sind somit zu treibenden Kräften auf dem Weg zu nachhaltigen Veranstaltungen geworden. Als Agentur für Nachhaltigkeit und Umwelt ist ICLEI vor allem in den Bereichen Klimaschutz, lokale Agenda, Wassermanagement, Nachhaltige Beschaffung und Nachhaltigkeitsmanagement tätig und legt besonderen Wert darauf, das Wissen und die Erfahrung in diesen Bereichen in die Organisation von Veranstaltungen mit einfließen zu lassen.

ICLEI unterscheidet vier Arten von Veranstaltungen:

- *Internationale Großveranstaltungen*: z.B. Olympische Spiele, Weltausstellungen, Fußballweltmeisterschaften
- *Konferenzen und Ausstellungen*: z.B. Weltgipfel für nachhaltige Entwicklung, Evangelischer Kirchentag
- *Kurze Massenveranstaltungen*, die überregionale Einzugsgebiete haben: z. B. Musikfestivals oder nationale Fußballspiele
- *Örtliche und regionale Veranstaltungen*: z.B. Wein- und Straßenfeste.

Je nach Größe der Veranstaltung verändern sich die Handlungsfelder und die Herausforderungen. Die Konsequenzen, die so eine Veranstaltung mit sich bringen kann, aber bleiben gleich. Folgende Bereiche sind von zentraler Bedeutung:

Infrastruktur

Bei der Planung eines großen Events spielt die Infrastruktur eine besondere Rolle. Um welche Fläche handelt

es sich? Soll bestehende Infrastruktur genutzt oder neu gebaut werden? Was passiert mit der Infrastruktur, wenn die Veranstaltung vorbei ist? Bestehen Möglichkeiten einer Nachnutzung? Können die Materialien umweltfreundlich abgebaut werden?

In Großveranstaltungen steckt meistens ein relativ großes Investitionspotenzial, da viele finanzkräftige Sponsoren durch solche Events angezogen werden. Als beispielhaftes Projekt hierfür gilt die Aufwertung der Flächen, die in *Seoul* für die *Fußballweltmeisterschaft 2002* genutzt wurden. Ehemals eine Mülldeponie, wurde die gesamte Fläche „renoviert“ und dann zur Ausrichtung des großen Sportevents neu genutzt. Bei Konstruktionen wurde vor allem auch auf die Nutzung von umweltfreundlichen und leicht abbaubaren Materialien Wert gelegt.

Müll

Eines der obersten Prinzipien bei der Organisation und Ausrichtung großer Veranstaltungen ist die Müllvermeidung. Diese stellt vor allem in den Bereichen Catering, bei der Bereitstellung von Konferenzmaterialien sowie bei Ausstellungen eine große Herausforderung dar und es bedarf immer wieder neuer und innovativer Konzepte, um diese Aufgabe zu meistern.

Zum Beispiel werden bei Ausstellungen oft ganze Räume neu tapeziert und mit Teppichen verlegt. Zumindest könnte Wert darauf gelegt werden, mit Naturwerkstoffbelägen (Grasfasertapete, Jute, Kork) zu tapezieren, falls es nicht möglich ist, die Tapezierung ganz weg zu lassen.

Ein negatives Beispiel für Müll aus dem Cateringbereich ist das „*WorldUrbanForum 2004*“ in Barcelona, bei dem Getränke für die Teilnehmer in Form von hunderten klei-

nen Plastikwasserflaschen bereitgestellt wurden. Als einfache und naheliegende Alternative hätte die Bereitstellung von mehreren Wasserspendern und wiederverwertbaren Bechern eine nachhaltigere Lösung dargestellt. Dies wurde beim „Forum der Kulturen 2004“ ebenfalls in Barcelona auch umgesetzt. Hier konnte man die Getränke in wiederverwendbaren Bechern für 50 Cent Pfand erwerben, um sie danach entweder wieder einzulösen oder als Souvenir mit nach Hause zu nehmen.

Eine beispielhafte Initiative ist der „Eventcup Freiburg“. Das Projekt bietet Geschirr und Gläser für Veranstaltungen an, stellt diese selber her, verleiht sie und nimmt sie zur Spülung wieder zurück. Mit der Gründung des Projekts wurden 10 - 15 neue Arbeitsplätze geschaffen.

Mobilität

Die Hauptbelastung der Umwelt wird bei Veranstaltungen in der Regel durch die An- und Abreise der TeilnehmerInnen verursacht. Hinzu kommen noch Umweltbelastungen durch die Fahrten vor Ort. Auf dem „Weltgipfel für Nachhaltige Entwicklung“ in Johannesburg wurde eine Studie vorgestellt, die besagt, dass 95 Prozent der CO₂-Emissionen dieser Konferenz durch die Anreise der TeilnehmerInnen entstanden. Bereits im Vorfeld der EU-Ratspräsidentschaft 2007 hat Deutschland Mobilität als jenen Bereich ausgemacht, in dem die größten Umweltbelastungen auftreten.

Andererseits bieten Großveranstaltungen wie Olympische Spiele ein großes Investitionspotenzial, um das Verkehrsnetz – Infrastruktur und Transport – zu verbessern.

Auch im Bereich der Angebote kann viel gemacht werden, etwa Kombitickets – Bahnfahrt und Eintritt –, tem-

Viele Menschen wissen nicht, dass der motorisierte Individualverkehr die größte Umweltbelastung bei Veranstaltungen und Konferenzen darstellt.

porär eingesetzte Verkehrsmittel, Verwendung umweltfreundlicher Treibstoffe (Biobus) sowie temporäre Infrastrukturänderungen (beispielsweise werden in Freiburg bei Fußballspielen Straßen nur für Busse freigegeben). Solche Maßnahmen tragen sowohl zur Bewusstseinsbildung wie auch zur Aufmerksamkeitssteigerung und Sensibilisierung der Bevölkerung im Bereich Mobilität bei.

Klima

Im Kontext von Mobilität muss auch über CO₂-Emissionen und darüber nachgedacht werden, wie diese verringert bzw. durch Kompensationsmaßnahmen klimaneutral gemacht werden können. Durch die Nutzung erneuerbarer Energie bei Konferenzen können unmittelbare Emissionsreduktionen erzielt werden. Bei der Anreise mit der Bahn sind die Emissionen sehr niedrig im Vergleich zur Anreise mit dem Auto oder dem Flugzeug. Zum Ausgleich sind Zahlungen denkbar – analog dem internationalen Handel mit Emissionszertifikaten.

Eine Vielzahl von Webseiten hilft dabei herauszufinden, wie viele Emissionen durch einen Flug anfallen. Ein Beispiel ist die Initiative „*Atmosfair*“. Das klimaverträgliche Jahresbudget eines Menschen beträgt drei Tonnen CO₂. So viele Emissionen kann jeder Mensch pro Jahr verursachen, ohne das Klima aus dem Gleichgewicht zu bringen. Für einen Hin- und Rückflug von Barcelona nach Salzburg fallen – so ein Beispiel – 520 kg CO₂ an Emissionen an. Dies entspricht bereits einem Sechstel des Jahresbudgets eines Menschen und verursacht nach Berechnung von „*Atmosfair*“ einen Gegenwert von 11 Euro. Das Prinzip der Ausgleichszahlungen sieht vor, dass dieser Betrag in

Im Kontext von Mobilität müssen wir auch darüber sprechen, wie CO₂-Emissionen verringert bzw. durch Kompensationsmaßnahmen klimaneutral gemacht werden können.

ein Klimaschutzprojekt investiert wird und dadurch CO₂-Emissionen kompensiert werden.

Ein Beispiel, wie das Geld investiert werden könnte, zeigt ICLEI mit dem „*Kuyasa-Projekt*“ in Kapstadt. Durch CO₂-Kompensationszahlungen bei den letzten ICLEI-Konferenzen ist genug Geld zusammengekommen, um den Bau von 20 Häusern für Menschen mit Niedrigeinkommen zu finanzieren. Bei dem Bau dieser Häuser wurde zudem auf nachhaltige Energieversorgung Wert gelegt.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass eine nachhaltige Ausrichtung von Veranstaltungen

- zur Verbesserung der Infrastruktur führt,
- Produktinnovationen in die Wege leitet (Beispiel Kooperation Greenpeace und Coca Cola)
- neue Märkte und lokale Wirtschaftspotenziale eröffnet (Beispiel Eventcup Freiburg),
- die Profilierung als zukunftsorientierte und innovative Stadt ermöglicht
- und nicht zuletzt wertvolle Beiträge zur Bewusstseinsbildung und Verhaltensänderung im Sinne von mehr Nachhaltigkeit leistet.

Kultur als Wirtschaftsfaktor

Am Beispiel „Bregenzer Festspiele“

Günter Rhomberg

Bei konsequenter Fortsetzung der Gedanken von Herrn Blackwell wäre es wohl am besten, wenn man die Bregenzer Festspiele, die Jahr für Jahr innerhalb weniger Wochen ca. 200.000 Besucher in die kleine Stadt Bregenz locken, erst gar nicht mehr veranstalten würde. Dies wäre nämlich der größte Beitrag für weniger Verkehr, weniger Menschen und alle Imponderabilien, welche sich daraus ergeben. Aber ein solches Rezept für eine nachhaltige ökologische Entwicklung kann ja nicht wirklich ernsthaft diskutiert werden.

Das vorgegebene Thema lautet „Kultur als Wirtschaftsfaktor – am Beispiel der Bregenzer Festspiele“ –, und natürlich ist es so, dass überall wo „gewirtschaftet“ wird, auch negative Abfallprodukte – wie eben Umweltbelastungen aller Art – entstehen und es Aufgabe der jeweils Verantwortlichen ist, dafür zu sorgen, dass diese so gering wie möglich gehalten werden.

Und – wenn ich mir diese Bemerkung erlauben darf – die wenigen Menschen, welche im Jahre 1946, unmittelbar nach dem Kriege, auf die Idee kamen, in Bregenz eine Festwoche zu veranstalten, dachten nicht im Traum daran, dadurch ein „Umweltproblem“ zu schaffen – die Begriffe Nachhaltigkeit bzw. Kultur als Wirtschafts- und Standortfaktor gab es damals gar nicht.

Wenn wir heute, 60 Jahre später, das Thema „Kulturveranstaltungen als Triebkraft auch für eine nachhaltige wirtschaftliche Standortverbesserung“ diskutieren, dann geht es aus meiner Sicht in erster Linie darum, zunächst den



Sinngehalt einer Kultur- oder Festspielveranstaltung zu hinterfragen. Zu viele Gemeindeverantwortliche haben sich in den letzten Jahren nämlich aus primär wirtschaftlichen Rentabilitätsgründen dazu entschlossen, „Kulturveranstaltungen“ ins Leben zu rufen.

Um auf die Bregenzer Festspiele zurück zu kommen, darf ich hier feststellen, dass bei diesen weder 1946 noch heute eine wirtschaftliche Idee im Vordergrund stand, sondern primär das Bedürfnis, in eine früher kulturell eher unterversorgte Region Musik und Kunst zu bringen. Dies galt insbesondere für die ersten Jahre nach dem Weltkrieg, als die Bevölkerung Ablenkung und Trost durch Eintauchen in die ewigen Werte der Kultur suchte.

Durch die Bemühungen einiger aktiver Bürger – und andere glückliche Umstände – war das Orchester der „Wiener Symphoniker“ schon 1946 und das „Burgtheater“ ab 1949 bei den Bregenzer Festspielen zu Gast. Künstlerisch war dies ein Großereignis für die kleine Stadt am See, organisatorisch aber eine nur schwer zu bewältigende Aufgabe. Der Verein „Festspielgemeinde“ bzw. die dahinter stehenden Personen mussten für die meist private Unterbringung und Verpflegung der Künstler sorgen!

Im Verein wurde ein eigener „Verpflegungsausschuss“ eingerichtet, um den anreisenden Gästen ein Minimum an gastronomischem Angebot zu bieten. Damals konnte man ja nicht in einem Supermarkt einkaufen, sondern jede Familie konnte ihren Bedarf nur mittels zur Verfügung gestellter „Lebensmittelkarten“ decken.

Verzeihen Sie diesen Exkurs, aber wenn heute zu Recht von „Kultur als Wirtschaftsfaktor“ gesprochen wird, darf eben nicht vergessen werden, wie sich dies alles entwickelt

hat. Niemand in Bregenz dachte in den 1940er Jahren an „Umwegrentabilität“ – auch dieser Begriff ist erst viel später entstanden. Heute dagegen wird oftmals eine finanzielle Unterstützung von Kulturveranstaltungen durch die öffentliche Hand hauptsächlich mit positiven wirtschaftlichen Impulsen für die Region begründet.

Damit komme ich zurück zu den Bregenzer Festspielen im Jahre 2006 und zum Thema „Kultur als Wirtschaftsfaktor“. Seit Mitte der 1980er Jahre greift das neue künstlerische Konzept, für welches vor allem Alfred Wopmann verantwortlich zeichnete. Jedes Jahr kamen mehr Besucher (und mehr Vertreter internationaler Medien) nach Bregenz. Das künstlerische Eigenprofil – einen Bogen schlagend vom hochwertig Populären zu Raritäten des Musiktheaters und zeitgenössischer Kunst – ist inzwischen unbestritten. Angenehmer wirtschaftlicher Nebeneffekt: die Kartenerlöse und der Eigendeckungsgrad der Festspiele sind stark gestiegen, damit steht uns, trotz der seit 1997 eingefrorenen Subventionen, seit einigen Jahren ein höheres Spielbudget zur Verfügung als früher und es kommen noch mehr Besucher.

Was ist der Hauptgrund für die seit 20 Jahren anhaltende positive künstlerische Entwicklung? Aus meiner Sicht sind zum richtigen Zeitpunkt die richtigen Personen zusammen gekommen. Es wurden Schritt für Schritt professionelle Führungsstrukturen aufgebaut, das personelle Team wurde erweitert, und es wurde hart gearbeitet. Und wir hatten Glück!

Aus dem Verein „Festspielgemeinde Bregenz“ (bei welchem der jeweils tätige Vorstand noch persönlich gehaftet hat!) wurde 1989 eine „Bregenzer Festspiele Gesellschaft m.b.H.“ (der

Wir haben mittlerweile einen Eigendeckungsgrad von 70 bis 75 Prozent erreicht.

„Verein“ blieb 100 Prozent Eigentümer dieser Kapitalgesellschaft), und im Mai 2002 wurde diese Betriebsgesellschaft schlussendlich in die gemeinnützige „Bregenzer Festspiele Privatstiftung“ eingebracht. Seit diesem Zeitpunkt ist die ehemalige Festspielgemeinde – der „Verein“ – nur mehr „Stifter“, so wie die Republik Österreich, das Land Vorarlberg und die Stadt Bregenz.

Als ehemaligem langjährigen Funktionär dieses Vereins ist es mir aber heute noch wichtig in Erinnerung zu halten, dass es primär den damaligen Vorstandsmitgliedern zu danken ist, dass die schwere wirtschaftliche und künstlerische Krise der Jahre 1980 - 1982 erfolgreich überwunden werden konnte.

Heute kann ohne Überheblichkeit gesagt werden, dass die Bregenzer Festspiele ein kaum weg zu denkender positiver Standortfaktor für Bregenz, ja für die ganze Region Bodensee/Vorarlberg geworden sind.

Die Festspielgesellschaft wird von zwei hauptamtlichen Geschäftsführern operativ geführt und einem 3-köpfigen Stiftungsvorstand überwacht und kontrolliert. Das Jahresbudget (welches für die Vorbereitung und Durchführung der jährlichen Sommerfestspiele zur Verfügung steht) liegt zwischen 21 und 25 Millionen Euro. Durch Kartenerlöse, Sponsorenbeiträge und Werbeeinnahmen etc. wurde in den letzten Jahren ein Eigendeckungsgrad von 70 bis 75 Prozent erreicht.

Zwischen 180.000 und 210.000 Besucher kommen von Mitte Juli bis Mitte August nach Bregenz und befruchten selbstverständlich vor allem die regionale Wirtschaft – vor allem Gastronomie und Hotellerie. Ein Besucher der Bregenzer Festspiele gibt laut letzter Erhebung 203 Euro/Tag

aus. Die gesamten Umsatzeffekte (inkl. Steuern), ausgelöst alleine durch die Besucher, liegen damit zwischen 75 und 84 Mio. Euro. Dazu kommen die Ausgaben der ca. 1.600 Mitarbeiter – Sänger, Schauspieler, Musiker, Techniker, Ausstatter, Kostümbildner, Garderobiers etc. Und nicht zu vergessen sind die Großaufträge an die Wirtschaft für die jeweiligen Bühnenbauten. Alle durch die Festspiele während eines Jahres generierten Umsatzeffekte liegen laut einer Untersuchung des Instituts für Höhere Studien bei 165 Mio. Euro.

**Bedauerlicher-
weise wird oft
auf die sogen-
annten „soft
facts“ verges-
sen.**

Bedauerlicherweise wird oft auf die sogenannten „soft facts“ vergessen, welche ebenfalls einen großen Beitrag zu einer Standortverbesserung leisten. Allein durch die Festspiele sind im Laufe der Jahre tausende Künstler mit ihren Familien in das Land Vorarlberg gekommen und haben allein durch ihre physische Präsenz das kulturelle Klima der ganzen Region positiv beeinflusst, ja verändert. Der Entschluss, sich mit einer Firma in der Region Vorarlberg/Bodensee neu anzusiedeln, wird heute oftmals dadurch bestimmt, in welchem kulturellen Umfeld die potenziellen Mitarbeiter leben werden. Aus persönlicher Erfahrung weiß ich, dass die Bregenzer Festspiele schon des Öfteren ein wesentlicher Grund waren, eine Standortentscheidung zu Gunsten Vorarlbergs zu treffen.

Bregenz hat überhaupt die Chance genutzt, sich als Stadt der Kultur zu positionieren. Neben dem eben erst total erneuerten Festspielzentrum am See (mit ca. 11.000 Theaterplätzen) gibt es noch das bezaubernde „Theater am Kornmarkt“, das international hoch bewertete Kunsthaus Bregenz (KUB), das Landesmuseum, die Landes-Bibliothek und vieles andere. In Summe ca. 13.000 Sitze in einer

Stadt mit knapp 28.000 Einwohnern dürfte rekordverdächtig sein.

Das Schöne bei all diesen positiven Effekten, welche in großem Maße durch die Bregenzer Festspiele ausgelöst worden sind, ist, dass sich in Bregenz die Politik aus den Entscheidungen der Festspielverantwortlichen weitgehend heraushält (Voraussetzung sind allerdings geordnete wirtschaftliche Verhältnisse!) und damit ein hohes Maß an Autonomie in der Führung durch den Stiftungsvorstand erreicht werden konnte.

Kultur als Wirtschaftsfaktor

Das Beispiel Salzburger Festspiele

Heinrich Spängler

250 Jahre Mozart, 86 Jahre Salzburger Festspiele drücken an sich – so glaube ich – Sustainability, Nachhaltigkeit aus. Natürlich muss in Bezug auf Größe immer bedacht werden, was diese an Inhalt, aber auch an Umwelt gefährden kann. Zu groß ist vielleicht auch zu sehr rekordverdächtig. Die Salzburger Festspiele sind aber dennoch stolz auf die Ergebnisse der letzten Jahre, die immer weitere Zuwächse gebracht haben. Ich mag den Begriff „Rekord“ nicht gern im Zusammenhang mit Kultur. Man soll diese Zahlen auch nie in den Mittelpunkt stellen, weil es um die Inhalte gehen muss und natürlich auch um das, was ein „Zu groß“ und „Zu viel“ an Belastungen erbringen würde. Wenn wir aber sehen, wie durch internationale Entwicklungen im Produktionsbereich immer mehr Anteile verloren gehen, dann sind wir aufgerufen, diese Lücken durch Geist und Kreativität zu füllen.

Und ich glaube, Salzburg ist dafür ein hervorragendes Beispiel. Wie dürfen uns nicht alles von Mozart auf die Fahnen schreiben, verbrachte er ja nur seine Jugend in Salzburg. Aber es wird schon dieser Kreuzungspunkt von Nord, Süd, West und Ost gewesen sein, der Mozarts Entwicklung beeinflusst und Salzburgs Kultur bestimmt hat. Das Wirken der Fürst-Erbischöfe hat die Kirchenmusik zu Gottes, aber auch zu ihren Ehren hier ermöglicht. Und wenn dann Mitte des vorletzten Jahrhunderts die Salzburger Bürger durch die Gründung der Stiftung Mozarteum erkannt haben, was sie an Mozart haben, und wie sehr man etwas dazu tun muss, damit dies bleibt, dann darf ich



Tradition ist nicht eine Anbetung der Asche, sondern ein Aufrechterhalten des Feuers.

**Etwa drei Viertel
des Aufwandes
der Salzburger
Festspiele
werden selbst
erwirtschaftet...**

gleich überführen zu den Festspielen und zu den Freunden dieser Salzburger Festspiele.

Wir zählen etwa 2.000 Freunde und 2.000 Förderer, also 4.000 Menschen, die derzeit den Verein ausmachen. Das Hauptziel von uns als Vorstand ist es, die Festspiele zu unterstützen und für unsere Mitglieder in Betreuung und Information über das ganze Jahr hin tätig zu sein.

Diese Freunde der Salzburger Festspiele steuern immerhin einen jährlichen Spielplanzuschuss von 1,3 Millionen Euro bei. Diese Summe dient dazu, eben künstlerisch Anspruchsvolles und nicht nur Gängiges anbieten zu können. Es geht um den hohen künstlerischen Anspruch, es geht um Qualität – das wurde vor nunmehr 17 Jahren mit dem Spielplanzuschuss begonnen, hat aber nie dazu geführt, dass sich die Freunde in irgendeiner Weise in das Programm der Festspiele eingemischt hätten.

Das Einzige, was der Verein tut, ist die vielen Reaktionen des Publikums zu sammeln und am Ende der Saison auch dem Direktorium bekannt zu geben. Da ist viel Bewunderung, viel Applaus und natürlich auch Kritik dabei, insbesondere, wenn es um provokantere Aufführungen geht. Ich glaube, gerade die Tradition lebt davon, dass man etwas erneuert oder wie Gustav Mahler einmal sagte: „Tradition ist nicht eine Anbetung der Asche, sondern ein Aufrechterhalten des Feuers.“

Ich glaube, gerade dieser 250. Geburtstag von Mozart und die Eröffnung des „Hauses für Mozart“ zeigen deutlich, wie stark mittlerweile die Unterstützung durch Private ist. Das neue Haus der Festspiele kostet 29 Mio. Euro, davon kommen 21 Mio. Euro von der öffentlichen Hand, 8 Mio. wurden durch Mäzene, Sponsoren, Freunde, Sitzverkäufe-

Aktionen sowie durch den Verkauf von wichtigen Generalproben hereingebracht. Ich glaube, dass es eine große Leistung ist, wenn ein Viertel der gesamten Summe aus dem privaten Bereich kommt. Das Direktorium der Salzburger Festspiele hatte daher Recht gehabt, den 250. Geburtstag Mozarts zum Anlass zu nehmen, den Umbau zu wagen – selbst wenn das ein Viertel der Kosten ausmacht. Man würde sowohl finanziell wie zeitlich knapp aber doch zu Rande kommen, so hoffte man – und erreichte es auch.

Und wenn wir von der Einspielquote der Salzburger Festspiele sprechen – sehr beeindruckend war hier ja auch der Bericht aus Bregenz –, dann darf ich ihnen mitteilen: etwa drei Viertel des Aufwandes der Salzburger Festspiele werden selbst erwirtschaftet: durch Kartenverkäufe, den Verkauf von Übertragungsrechten, durch Mäzene, Sponsoren, aber auch durch den Verein der Freunde.

Die öffentliche Hand leistet demnach knapp ein Viertel des Aufwands. Da ein Festspielbetrieb ein Wirtschaftskörper ist wie jeder andere – mit Sach- und Personalkosten, so ergibt dies erneut Rückflüsse an den Staat. Die Sachkosten lösen Mehrwertsteuer in Höhe von 20 Prozent und die Personalkosten Lohn- und Einkommenssteuern zwischen 25-50 Prozent aus. Sie ersehen unschwer, dass diese Rückflüsse über den 25 Prozent des Zuschusses der öffentlichen Hand liegen, d.h. allein die von den Festspielen ausgegebenen Sach- und Personalkosten ergeben noch im selben Steuerzyklus, dass die Subventionen wieder den öffentlichen Trägern zu Gute kommen.

Die öffentliche Hand hat, das ist zu erwähnen, natürlich auch immer wieder beim Umbau der Festspielgebäude – zuletzt eben mit 21 Mio. Euro für das neue Festspielhaus

...durch Kartenverkäufe, den Verkauf von Übertragungsrechten, durch Mäzene, Sponsoren, aber auch Freunde.

geholfen. Ich glaube, wir haben ein gutes, ausgewogenes Verhältnis zwischen privater und öffentlicher Unterstützung. Um noch einmal auf die Ausgangsfragestellung zurückzukommen: Die Salzburger Festspiele sind ein unglaublich wichtiger Wirtschaftsfaktor, denn die aufgezählten Geldrückflüsse betreffen nur die von den Festspielen selbst bewirkten Steuern; da sind die indirekten Effekte durch Gastronomie und andere Dienstleister noch gar nicht berücksichtigt.

Was Sustainability auch im Sinne von Umweltschutz angeht, darf ich Ihnen abschließend sagen: Der durchschnittliche Festspielbesucher ist 7,3 Tage bei den Festspielen, im Sommertourismus sind 4,3 Tage und im normalen Städtetourismus 1,8 Tage üblich. Also unser Sommerbesucher, der weitgehend wegen der Festspiele kommt, ist ein länger bleibender, d.h. einmal anfahrender und einmal wegfahrender Besucher, der somit also die Umwelt relativ weniger, ja eben nur sehr unterproportional belastet.

Diskussion

(Auszüge)

Peter Huemer: Kulturereignisse wie die Bregenzer und die Salzburger Festspiele werden immer größer, die Besucherrekorde überschlagen sich jährlich. Was hat sich hier im Klima geändert – etwa in der Beziehung zwischen Kultur und Kommerz? Welche Auswirkungen haben diese Veränderungen auf die Kultur?

Günter Rhombert: Die wirtschaftlichen Argumente etwa der Umwegrentabilität haben gegenüber der Politik und der Öffentlichkeit vielleicht zuviel an Gewicht bekommen. In Bregenz konzentrieren wir uns seit Jahren wieder auf die künstlerischen Aspekte. Man hat allerdings einen gewissen Erfolgsdruck, der an den Besucherzahlen und den Einnahmen gemessen wird. Insofern ist der wirtschaftliche Aspekt eine notwendige Dimension. In der Öffentlichkeitsarbeit werben wir aber nicht mehr mit Umwegrentabilität – man hat ja nur gewisse Zeilen und Minuten –, sondern mit den künstlerischen Qualitäten unserer Programme.

Peter Huemer: Großunternehmen wie Festspiele müssen wirtschaftlich kalkulieren und können nicht ins Blaue hinein Defizite machen. Können der Druck der Einnahmen – der selbst geschaffene und jener, der von außen kommt – sowie die Jagd nach Rekorden aber nicht auch nach hinten losgehen, was den künstlerischen Ertrag betrifft?

Günter Rhombert: Wir leben in einer Leistungsgesellschaft und alle wollen den Erfolg. Doch Erfolg ist ambivalent.

Wir werben nicht mehr mit Umwegrentabilität, sondern mit den künstlerischen Qualitäten unserer Programme.

Es muss nicht in jedem Jahr steigende Rekorde geben, aber man soll die Erfolge auch nicht verschweigen.

Heinrich Spängler: Es muss nicht in jedem Jahr steigende Rekorde geben, aber man soll die Erfolge auch nicht verschweigen. Und wir hatten diese unter Karajan, Mortier und nun Peter Ruzicka. Ganz wichtig erscheint mir die Bereitschaft zu Veränderungen. Neue Inhalte können dann auch wieder zu Publikumserfolgen und damit zu Nachhaltigkeit führen.

Peter Huemer: Die Salzburger Festspiele lassen sich heuer ja auf viel Neues ein in Bezug auf die Aufführung aller Mozart-Opern. Ist das nicht auch ein Risiko?

Heinrich Spängler: Es ist auch die Aufgabe unseres Freundesvereins, für neue, vielleicht riskante Aufführungen zu werben, was wir immer wieder mit Erfolg tun. Ein Beispiel dafür war die Aufführung des Stücks „Die Trojaner“ unter Gerard Mortier, für die wir allein durch einen Brief an unsere Mitglieder zusätzlich eine Menge Karten verkauft haben.

Peter Huemer: Im Bereich des Österreichischen Rundfunks ist Ö3 die Geldmaschine, mit der dann der anspruchsvolle Sender Ö1 finanziert werden kann, um so den öffentlich-rechtlichen Ansprüchen des Radios Genüge zu tun. Gibt es in Bregenz Vergleichbares? Sie, Herr Rhomberg, haben offensichtlich eine Geldmaschine auf dem See, über die sie neue Projekte finanzieren.

Günter Rhomberg: 1985 haben wir mit dem neuen Musiktheater begonnen – da liegt das größte Risiko. Zunächst riskant war auch das Abgehen von den großen Opernwerken. Wir machen nur mehr Opernraritäten, was aber

seit 20 Jahren gut läuft. In den letzten Jahren konnten wir auch in die zeitgenössische Kunst einsteigen. Wir wollen die lebenden Künstler leben lassen. Das finanziert sich u. a. über die großen Seebühnenaufführungen.

Heinrich Spängler: 1952 sprach Carl Zuckmayer in seiner Festspielrede davon, das „Musische im Menschen“ zu vermitteln. Man muss daher der Berührung durch Kunst ebenso Raum geben wie der Provokation.

Man muss der Berührung durch Kunst ebenso Raum geben wie der Provokation.

Eva Weissenbacher: Nach einer aktuellen Untersuchung, die ich durchführen konnte, sehen 85 Prozent der Befragten in der Kultur positive Entwicklungschancen – etwa für das Image von Stadt und Land Salzburg. Wichtig ist auch der Gegenwert durch Bildung, die Entstehung von Kreativität, der Gegenwert der Persönlichkeitsbildung durch Kultur. Wichtig erscheint dafür aber, dass man Neues ermöglicht, wachsen und gedeihen lässt. Meine Frage an die Herrn Rhomberg und Spängler: Welche Potenziale sehen Sie in einer verstärkten Zusammenarbeit von Kultur und Wirtschaft, um gemeinsam zu noch größerem Erfolg zu kommen?

Günter Rhomberg: Als die Bregenzer Festspiele begannen, gab es den Begriff der Nachhaltigkeit noch nicht. Es hat sich nachträglich aber herausgestellt, dass die Festspiele sehr nachhaltig wirken. Vorarlberg war nach dem Zweiten Weltkrieg ein kleines Land mit 300.000 Einwohnern – und eine kulturelle Wüste. Die Festspiele belebten nicht nur das Kulturgesehen, sondern waren auch eine Voraussetzung für die wirtschaftliche Entwicklung. In der Dienstleistungsgesellschaft wurde die Kultur zu einem

In der Dienstleistungsgesellschaft wurde die Kultur zu einem wichtigen Standortfaktor.

ganz wichtigen Standortfaktor für die Betriebe. Wir verdanken ihr auch die Ansiedlung internationaler Betriebe. Zugleich hat sich eine breite kulturelle Szene entwickelt – in Zusammenarbeit und Konfrontation mit den Festspielen. Ich finde beides gut und produktiv.

Peter Huemer: Festspiele dienen auch dem Repräsentationsbedürfnis und der Eitelkeit und allem, was damit verbunden ist. Ich bezweifle aber, ob dies stärkere ökologische Belastungen hervorruft, als dies bei anderen Veranstaltungen der Fall ist. Wichtig ist aber wohl die Beziehung von Hochkultur zur so genannten Breitenkultur.

Heinrich Spängler: Gerard Mortier ist persönlich in die Landgemeinden Salzburgs hinausgefahren, um für die Festspiele zu werben. Auch hier gab es beides – Zusammenarbeit und Konfrontation. Ein schönes, aktuelles Beispiel der Kooperation ist ein Seminar, das die Wiener Philharmoniker mit Blasmusikkapellen aus dem ganzen Land und mit der Jugend durchgeführt haben. Die Hochkultur weiß sehr wohl, dass Kreativität nicht aufgesetzt sein darf, sondern wachsen muss. Es geht nicht nur um Stars, sondern auch um Neuentdeckungen. Anna Netrepko, die nun selbst ein Star ist, wurde in Salzburg entdeckt. Ein anderes Beispiel ist unser „young directors project“, in dem junge Regisseure und Regisseurinnen Stücke umsetzen können.

Gunter Sperka: Nachhaltigkeit sollte die Dimensionen Ökologie, Ökonomie und Soziales einigermaßen gleichrangig behandeln. Wir haben in den Statements viel von der ökonomischen Dimension und – bei Herrn Blackwell – von

der ökologischen Dimension großer Kulturveranstaltungen gehört. Wo bleibt aber die soziale Dimension von Nachhaltigkeit?

Günter Rhombert: Bregenz ist ein gutes Beispiel für die soziale Dimension: Jedes Volk braucht Feste. Man sollte sich nicht schämen, dass man Feste feiert. Dass bei Open Airs eine besondere Zusammengehörigkeit der Menschen entsteht, wussten bereits die alten Griechen. Wenn bei den Bregenzer Seefestspielen jeden Abend 7.000 Leute zusammen kommen, entsteht ein soziales Gefühl. Es gibt keine Schwellen, weder finanzieller Art noch in der Kleidung.

Peter Huemer: Man kann die soziale Dimension auch anders sehen. Ich bezeichne Salzburg jetzt einmal als Nobel-festival, bei dem jene, die dabei sein wollen, zu Recht hohe Preise dafür zahlen müssen, dass sie dabei sein können. Sie finanzieren sich ihre Festspiele teilweise selbst.

Heinrich Spängler: Ich sehe die soziale Dimension insbesondere in der Schaffung von Arbeitsplätzen bestätigt. Insgesamt ergibt sich aus dem festspielinduzierten Umsatzvolumen von rund 168 Mio. Euro ein Beschäftigungseffekt von Österreich weit rund 2.100 bis 2.300 Arbeitsplätzen, von denen etwa 1.700 bis 1.900 der Salzburger Wirtschaft zuzuordnen sind (Studie der Wirtschaftskammer Salzburg, 2003). Dazu kommt, dass zahlreiche Unternehmen des Tourismus und Handels bestehende Ganzjahres-arbeitsplätze ohne die Festspiele nicht halten könnten. Durch die direkten Umsätze bekommt die öffentliche Hand in Form von Steuern Geld zurück, d. h. die öster-

Ich sehe die soziale Dimension insbesondere in der Schaffung von Arbeitsplätzen bestätigt.

reichische Volkswirtschaft gewinnt durch die Festspiele, sie verdient daran. Als sozialer Aspekt sei auch das genannt.

Werner Riemer: Linz hatte lange Zeit das Image einer schmutzigen Industriestadt. Durch kontinuierliche Arbeit v. a. auf dem Gebiet der Gegenwarts- und der Audiovisuellen Kunst gelang es der Stadt, ein international anerkanntes Renommee in diesem Bereich zu erwerben. Nun gibt es eine gewisse Verführbarkeit durch kurzfristige Events, auch in Salzburg – zwei Tage Skispringen am Residenzplatz etc. Wie steht es dabei um die Nachhaltigkeit?

Wilfried Haslauer: Die Kultur in Salzburg – in Hinblick auf Standortfaktoren, Wirtschaftsaspekte, Nachhaltigkeit usw. – besteht nicht nur aus den von mir sehr hoch geschätzten Festspielen, die ganz entscheidend zur Identität Salzburgs beitragen. Wir schöpfen aus einer Vielfalt an kulturellen Aktivitäten. Nachhaltigkeit in der Kultur heißt, nicht Einmaleffekte zu erzielen, sondern eine dauernde Entwicklung zu ermöglichen. Das haben wir bei den Festspielen geschafft, indem diese gesellschaftspolitisch außer Streit gestellt sind. Das gilt auch für die Bildende Kunst, für die neben anderen Einrichtungen das neue Museum der Moderne am Mönchsberg ein attraktiver Anziehungspunkt ist. Die Berge, Seen und Wälder Salzburgs allein machen keine Identität aus, sondern diese erwächst aus der Kultur. In der Kulturpolitik müssen wir aber darauf achten, dass wir über der Förderung institutionalisierter Großveranstaltungen nicht den lebendigen Unterbau verlieren, nämlich eine aktiv schaffende Kunst- und Kulturszene von produzierenden Künstlern, von Literaten und Malern. Gerade das gehört zu nachhaltiger Kulturpolitik.

**Zu nachhaltiger
Kulturpolitik
gehört insbe-
sondere eine
aktiv schaffende
Kunst- und
Kulturszene.**

5. Kultur und Kunst als Impulsgeberinnen für Zukunftsfähigkeit

Ästhetik der Subsistenz

Dieter Kramer

Naturstoffwechsel

Als Kulturwissenschaftler und Europäischer Ethnologe habe ich mir einen spezifischen Zugang zu dem Thema gesucht. Indem ich von einer *Ästhetik der Subsistenz* spreche, assoziiere ich jedoch bereits ein literarisches Vorbild: Die *Ästhetik des Widerstands* von Peter Weiss ist die Anregung dafür. Es geht im Folgenden darum, bei Lebensprozessen des Alltags und des Naturstoffwechsels zu prüfen, wieweit auch dabei die Menschen nach den „Gesetzen der Schönheit formieren“ (Karl Marx), d. h. Symbolwelten der Künste und der Literatur generieren und nutzen.

Die Auseinandersetzung mit der natürlichen Umwelt und deren Aneignung für die Zwecke des Lebenserhalts der Menschen möchte ich als *Naturstoffwechsel* bezeichnen. Er ist *nachhaltig*, wenn Gemeinschaften über viele Generationen hinweg existieren und sich entwickeln können, ohne ihre natürlichen Lebensgrundlagen dauerhaft zu schädigen. Im Vollzug der alltäglichen Lebensprozesse besteht zwischen der symbolischen (ästhetischen) und der materiellen Bedeutung von Handlungen und Dingen der Menschen ein innerer Zusammenhang, der gern vernachlässigt wird, wenn man nur von Dingen und Handlungen als Zeichen spricht: Die Welt ist nicht nur Text, sondern auch Materie.

Der Soziologe K. H. Tjaden hat sich mit der Definition des gesellschaftlichen Naturstoffwechsels auseinandergesetzt: „Insbesondere die gesamtgesellschaftliche Arbeit, die produzierende, distribuierende, zirkulierende und konsumie-



**Es ist die
Kultur, die
jeweils die
Nützlichkeit
konstituiert.**

rende Aktivität in der gesellschaftlichen Reproduktion, muss daher stets auch als geschichtliche Beziehung der Wohnbevölkerung zur Naturausstattung eines Wirtschaftsgebiets verstanden werden, eben als Tätigkeitszusammenhang in einem bestimmten, historisch und geografisch beschreibbaren Verhältnis zwischen menschlichen Lebewesen und außermenschlicher Biosphäre. Bei dieser tätigen Mensch-Natur-Beziehung handelt es sich, wie ihr evolutionärer Ursprung bereits zeigt, um alles andere als eine beliebige Beziehung der Menschen zur Natur. Es handelt sich nicht um eine willkürliche Zwecksetzung der arbeitenden Menschen in bezug auf die bearbeitete Natur, sondern um einen grundlegenden Zusammenhang wechselseitiger Beeinflussung, in dem der menschlichen Seite keineswegs selbstverständlich das größere Gewicht zukommt.“¹⁾

Die Gegenrede zu solchem Pragmatismus kommt von dem Kulturanthropologen *Marshall Sahlins*: „Die entscheidende Eigenschaft der Kultur – dass sie jeder Lebensweise die ihr besonderen Merkmale verleiht – wird somit nicht einfach darin gesehen, dass diese Kultur materiellen Zwängen gehorchen muß, sondern dass sie dies gemäß einem bestimmten symbolischen Schema leistet, das niemals das einzig mögliche ist. Es ist folglich die Kultur, die jeweils die Nützlichkeit konstituiert.“²⁾

Diese beiden Texte helfen uns, über die gleichzeitige Rolle der Dinge und Handlungen als Bestandteilen des Naturstoffwechsels und der Symbolwelten der Menschen nachzudenken. Der „schlichte Nutzen“ der Dinge ist für das materielle Überleben der Menschen unabdingbar. Die Objektwelt spielt eine Rolle im Naturstoffwechsel: Mit Kleidung und Behausung schützen die Menschen sich;

mit Jagd, Feuer und Konservierungstechniken sichern sie ihre Nahrung, mit Hilfe von Werkzeugen entnehmen sie der Natur das, was sie brauchen. Dass die Nutzer (und dann auch die Ethnologen und Museen) gleichzeitig den Dingen Symbolbedeutungen zusprechen, geht einher mit ihrer lebenswichtigen Bedeutung. Mit *beiden* Ebenen muss sich die Interpretation der Dinge und Handlungen auseinandersetzen.

Kulturvergleich

Für menschliche Gemeinschaften spielen symbolische Formen und Praktiken wie Künste bei der Regelung des Alltagslebens, den Naturstoffwechsel eingeschlossen, eine wichtige Rolle. Ein Beispiel: Vermutlich über Jahrtausende hinweg, bevor die Europäer kamen und mit ihnen der nicht mehr kontrollierte Gebrauch des Alkohols, haben die australischen Aborigines sich in einer Lebensweise in der Art des *Steady State* dauerhaft und nachhaltig organisiert: Mit niedriger Bevölkerungszahl, durch Wanderungen jahreszeitliche Phasen knapper Ressourcen überwindend, mit geringer täglicher Sammel- und Jagdtätigkeit das Überlebensnotwendige erarbeitend, haben sie ihre viele „freie Zeit“ mit jenen kultischen Handlungen, Tänzen, Gesängen und Malereien ausgefüllt, die eine ästhetisch-kulturelle und kultische Bestätigung ihrer Lebensweise bedeuteten. Andere vormoderne Gesellschaften verhielten sich ähnlich: Unbeschadet aller Katastrophen, ohne die es nicht zu erklären ist, dass die Menschheit in den etwa 2,4 Millionen Jahren ihrer Existenz nicht schon in viel früheren Zeiten zu exponentiellem Wachstum gelangt sind, haben viele von ihnen über Zeiträume existieren können, die schon rein statistisch unserer modernen Gesellschaft angesichts

Dass die Nutzer gleichzeitig den Dingen Symbolbedeutungen zusprechen, geht einher mit ihrer lebenswichtigen Bedeutung.

**Ein Leben
ohne Wachstum
ist heute nicht
vorstellbar,
und vor allem
scheint es nicht
denkbar als ein
Leben mit
Qualität.**

der Wachstumsraten in allen Bereichen seit Ende des Zweiten Weltkriegs nicht vergönnt sein werden.

Sie hatten keine Wissenschaft der Nachhaltigkeit, kaum nachweisbar sind auch Reflexionen zur Dauerhaftigkeit ihrer eigenen Lebensform. Solche finden wir am ehesten bei Ackerbauern und Viehzüchtern Mitteleuropas. In Ackerbau oder Waldwirtschaft treibenden Gesellschaften kann sich das Wissen entwickeln, dass die Arbeit des Vaters für die Enkel von Bedeutung ist.

Alle Praktiken der Nachhaltigkeit sind integriert in den Lebensvollzug, in das Alltags- und Festleben mit seinen Symbolwelten, Alltagsritualen und Werthaltungen. Der Schweizer Volkskundler Richard Weiss beschreibt das bewusst formulierte Autarkieethos der Bauern im Val d'Herens und des Val d'Annivers (Wallis): Sie sind stolz darauf, von ihren eigenen Vorräten in Krisenzeiten mehrere Jahre leben zu können, und als Beweis dafür bieten sie Jahrzehnte alten Käse an. ³⁾

„Steady State“, ein Leben im Status der Stetigkeit ohne Wachstum, ist heute nicht vorstellbar, und vor allem scheint es nicht denkbar als ein Leben mit Qualität. Deshalb sollen im Folgenden einige Überlegungen zur Möglichkeit und zur Qualität des Lebens in Zuständen der Nachhaltigen Entwicklung und der Dauerhaftigkeit angestellt werden. Es soll dabei auch so etwas wie eine „Ästhetik der Subsistenz“ erkennbar werden.

Es werden Beispiele aus vorindustriellen Gesellschaften zitiert: Die „Moderne“ setzt auf Wachstum, nicht auf Subsistenz und Nachhaltigkeit. Aber von den Beispielen der „Vormoderne“ lassen sich leicht Querverbindungen zum Alltag der Moderne (und der „Postmoderne“) ziehen, wie zu zeigen sein wird. Was für das Individuum von

Geburt an Wachstum und *Entwicklung* bedeutet, wird im Denken seit der Aufklärung hemmungslos auf das gesellschaftliche Leben übertragen – aber das kann nicht auf Dauer Wachstum praktizieren. Kein Baum wächst in den Himmel. Versprochen wird von den Politikern oft noch heute, dass es *allen Menschen immer besser* gehen solle, und alle verstehen das so, dass immer mehr Wohlstandsgüter zur Verfügung stehen. An die Grenzen des Wachstums denkt derzeit kaum ein Politiker.

Alltag und Selbstbegrenzung: Symbolwelten des Genug

Was in der politökonomischen Theorie üblicherweise „gesellschaftliches Niveau der Bedürfnisse“ heißt oder als formationsspezifische Lebensweise angesprochen wird, ist für Kulturwissenschaftler das Produkt der *Kultur* – der in einer Gesellschaft vorherrschenden, historisch entstandenen und änderungsfähigen Werte, Symbole, Standards und Normen, die von den Angehörigen der eigenen Gruppe geteilt werden, diese aber gleichzeitig von anderen Gruppen unterscheiden.

Mit Symbolwelten des *Genug* führen alle Kulturen ihren Diskurs über die Definition von Armut und Reichtum, über die Dynamik der Bedürfnisse und über Selbstbegrenzung. Die meisten von ihnen gehen dabei wie die kommunitaristische Philosophie von *Amitai Etzioni* davon aus, dass die Menschen nicht nur *habgierige Mängelwesen* sind. Dem ungehemmten Streben nach Reichtum und Genuss stehen in allen Kulturen in Sprache, Kunst und Literatur (populäre Formen eingeschlossen) die Bilder und Vorstellungen des *Genug* gegenüber. Immer auch sind sie der Mahnung eingedenk: *Das letzte Hemd hat keine Taschen*. Sprichwörter unterschiedlicher sozialer Herkunft, in allen

Mit Symbolwelten des Genug führen alle Kulturen ihren Diskurs über die Definition von Armut und Reichtum.

**Wer nie genug
hat, ist immer
arm. Besser
genug, als
zu viel.**

Kulturen kursierende Kleinmünze für die kulturspezifisch geregelte Kommunikation, halten diese Selbstbegrenzung ebenso in Erinnerung wie einschlägige Mythen: „Wer nie genug hat, ist immer arm.“⁴⁾ Gesagt wird auch: „Besser genug, als zu viel“ oder „Genug haben ist steter Festtag.“ Das Sprichwort weiß um die soziale Dimension der Begrenzungsfähigkeit: „Das Wörtlein ‚genug‘ steht nicht im Wörterbuch eines Reichen“. Das kann in sozialen Spott umschlagen: „Was man genug hat, des ist man satt, sagte der Bauer, da war er drei Tage verheirathet.“ Ebenso weiß das Sprichwort um die Relativität von Reichtum: „Genug haben ist mehr als viel haben.“ „Nous sommes riches en peu de besoins“ ist die stolze Devise freier Subsistenzbauern in den Schweizer Alpen.⁵⁾

Auf ein Problem macht die Interpretation eines alpinen Beispiels aufmerksam: Ein Autor des letzten Drittels des 19. Jh. schreibt über die alpine landwirtschaftliche Bodennutzung in Hochregionen: „Der frivolen Abözung dieser höchsten Fruchtböden, deren natürlicher Feind ohnedies elementare Erkältung und ihre vernichtenden Folgen, wurde erst Einhalt gethan, als es im System der ersten geistlichen Kulturpioniere lag, die Fülle des Weidereichthums soweit nur möglich zu erhalten. Ihnen verdanken wir die mildeste Volkspolizei im Gewand der Sage. Diese unermüdlichen Missionsglieder christlichen Kulturverbandes verstanden gar bald, daß auf dem erhabenen Gebiete des Hochgebirges keine weltliche Gewalt bauvarischer Gesetze Kraft zu äußern und Ansehen zu erhalten im Stande war, daher kleideten diese praktischen Katecheten Gebote der Weisheit in die einschmeichelnde Form der Märe, erzählten von dem Übermuth gottloser Sennerinnen und der imponierenden Strafe des zornigen Gottvaters,

der die Almen dieser götterverspottenden Dirnen mit ewigem Schnee begrub.“⁶⁾

Der Autor von 1877 spielt auf die Frevelsagen von der übergossenen Alm an, wo ein einst fruchtbarer Almboden nach einem furchtbaren Unwetter zum Gletscher wird, weil die Senner im Übermut ihren Dirnen den Weg durch den kotigen Boden mit Käseläuben pflasterten (oder einen anderen Frevel begingen; eine in vielen Varianten verbreitete Sage). Aber ob es wirklich der Intervention religiöser Autoritäten (die als Missionare und Priester schriftkundig waren, aber kaum Erfahrungen mit Almnutzen hatten) bedurfte (oder anderer herrschaftlicher Eingriffe), das kann, solange es keine genaueren Studien gibt, bezweifelt werden: Generationenlange Erfahrungen mögen auch den Almbauern die Einsicht vermittelt haben, dass es Grenzen der Nutzung gibt. Bei Bannwäldern, die dem Lawinen- und Hochwasserschutz dienen und deren Unantastbarkeit ebenfalls mit Mythen gesichert werden kann, ist ebenfalls davon auszugehen, dass es nicht des herrschaftlichen Eingriffes bedarf, sondern die alpinen Gemeinschaften in Selbstorganisation dafür sorgen können.

Die fehlende Fähigkeit zur Selbstbegrenzung verbindet sich in den Symbolisierungen mancher Kulturen mit der *Hybris*, etwa im Mythos vom *Herren* (oder der *Herrin*) *der Tiere*: Dem Jäger wird die Zahl der zu erlegenden Tiere begrenzt und er wird bestraft, wenn er sich nicht an die Vereinbarung hält. *Faust* ist vor allem im zweiten Teil von Goethes Bearbeitung des Stoffes eine Parabel für den Fluch der Unersättlichkeit und der Unfähigkeit zur Selbstbegrenzung – ähnlich wie der antike Mythos vom König Midas, der schließlich verhungert, weil ihm alles, was er anrührt, zu Gold wird.

Goethes Faust ist eine Parabel für den Fluch der Unersättlichkeit und der Unfähigkeit zur Selbstbegrenzung.

Beliebig viele Beispiele für Topoi der Weisheit von der freiwilligen Selbstbegrenzung liefert die europäische ebenso wie die internationale Geistesgeschichte von Diogenes über Franz von Assisi bis zu Mahatma Gandhi. „Es gibt genug auf dieser Erde, um alle menschlichen Bedürfnisse zu erfüllen, aber nicht genug für die Gier eines einzigen Menschen“, zitiert Rajeev Sethi auf der Expo 2000 in Hannover sein Vorbild Gandhi. ⁷⁾ Ein zeitgenössisches populäres Plakat aus Nigeria findet ein anderes Bild dafür: *Der Geizhals mit reicher Jagdbeute gönnt dem Bettler noch nicht einmal die Heuschrecke.* ⁸⁾

Für die vorindustriellen Bauern ist Selbstbegrenzung eine Selbstverständlichkeit. Als bei einem Umtrunk die ethnologischen Feldforscher dem ungarischen Bauern Ferenc Orbán eine Ernte von 100 Hektolitern Wein in den Keller wünschen, antwortet dieser: „Das wäre zuviel ... soviel wünschen Sie mir lieber nicht. Zwanzig Eimer genügen.“ Zuviel fügt sich nicht in das kulturelle System, damit lässt sich nichts anfangen. Die Forscher kommentieren: „Das Glück ist kein Ausblick ins unendliche. Ferenc Orbán wünscht sich im Grunde seines Herzens keinen unmäßigen, sich fortgesetzt vermehrenden Ertrag seiner Wirtschaft.“ ⁹⁾

Den Symbolen der Selbstbegrenzung treten konkretisierende Praktiken und Strategien zur Seite. Menschen sind prinzipiell in der Lage, Selbstbegrenzung zu üben, und dies steht auch nicht in Widerspruch zur Demokratie, ja prinzipiell nicht einmal in Widerspruch zur Marktwirtschaft, sobald Ökologie als Langzeitökonomie begriffen und mit politischen Instrumentarien zur Maxime gemacht wird. Auch eine Marktgesellschaft kommt nicht ohne Regelungen des Marktes aus.

Selbstbegrenzung zu üben ist keine auf vormoderne Zustände beschränkte Tugend. Alle Menschen auch in der Gegenwart des entfesselten (aus allen sozialen, ethischen und kulturellen Einbettungen weitgehend befreiten) Marktes praktizieren notwendigerweise Selbstbegrenzung – in tendenziellem Widerspruch zur von Markt und Werbung anempfohlenen Entgrenzung der Bedürfnisse. Im Alltagsleben sind die Individuen immer wieder bereit, sich Grenzen zu setzen. Wem dies nicht gelingt, der scheitert im Kaufrausch, im Spielrausch oder in den verschiedenen Arten der mehr oder weniger sozial anerkannten -holics (Workaholic, Alcoholic z.B.).

Solche Selbstbegrenzungen (die gleichzeitig als Risikominimierungsstrategien verstanden werden können) sind auch aus dem Alltag moderner Industriegesellschaften nicht hinwegzudenken. Wenn hier in den Beispielen vorindustrielle Gesellschaften häufiger erscheinen, dann deswegen, weil in ihnen die Selbstbegrenzung ausführlicher als in der Gegenwart zum Thema wird. Vielleicht gehört es zu den Charakteristika gegenwärtiger Marktgesellschaften, dass zwar im Alltag der Menschen Selbstbegrenzung eine Rolle spielt, darüber hinaus aber nur in den Zirkeln der Ökologen, der Umweltbewegung, vielleicht gelegentlich auch der Künste, der Philosophie und der Religion. In Politik, Wirtschaft und Medien dagegen dominiert der Diskurs über Wachstum, das alle Probleme lösen soll, aber eine suchtmännliche Spirale des „immer mehr“ in Gang setzt. An die Grenzen des Wachstums, wie sie vor wenigen Jahrzehnten noch diskutiert wurden, scheint mindestens zu Beginn des 21. Jahrhunderts in diesen Kreisen niemand mehr zu denken.

**Im Alltagsleben
sind die Individuen immer
wieder bereit,
sich Grenzen
zu setzen.**

Literarische Beispiele

Die Ethnologin *Marjorie Shostak* hat die Lebensgeschichte von Nisa, einer Frau aus dem Jäger- und Sammler-Volk der Kung San aus der Kalahari-Wüste im südlichen Afrika niedergeschrieben. Nach jedem herausragenden Ereignis wie Heirat, Fest, überraschender Jagd, Geburt endet die Passage mit Worten wie „Wir lebten weiter“, „Wir aßen Honig und lebten“ oder „Wir lebten einfach weiter“. ¹⁰⁾

Mit dieser Formel wird wertfrei auf die Stetigkeit des Alltagslebens hingewiesen. *Peter Weiss* hat in der „Ästhetik des Widerstands“ in einer Interpretation von Peter Brueghels „Sturz des Ikarus“ wertend die Freudlosigkeit des Alltags thematisiert: „Kein Pflug bleibt stehen um eines Sterbenden willen, sagte der Buchhändler, auf den Schädel des Greises zeigend, der ausgestreckt, kaum sichtbar, unterm Gebüsch am Rand des Ackers lag, den der Bauer bestellte, und der Hirtenjunge, neben den Schafen auf den Stab gestützt, blickte hinauf in den leeren Himmel, aus dem Ikarus, von niemandem bemerkt, gefallen war. Das eingeflochtene Motiv des Sprichworts richtete sich auf die Unerschütterlichkeit der irdischen Arbeit, hielt aber auch an deren Schwere und Freudlosigkeit fest, was getan wurde, wurde getan unterm Joch, eine Erinnerung gab es nicht, fern, winzig, beiläufig, klatschte der Sohn des Dädalus, dem das Wachs von den Flügeln geschmolzen war, ins Meer, nur seine strampelnden Beine waren noch zu sehn, die Wellen würden sich gleich drüber schließen.“ ¹¹⁾

Lust- und genussfeindlich erscheint uns der Autor, der sich in seiner eigenen Biographie zwecks Selbstfindung als Holzfäller im winterlichen Schweden versucht, mit dem materiellen Hintergrund seines Elternhauses kein Problem damit hat, dass er nie jene für die Kollegen selbstver-

ständige Arbeitsnorm erreicht, von der sich leben ließe, und doch seine Kumpels dazu bewegen will, nach des Tages Arbeit in der Holzfällerhütte ein gutes Buch zu lesen. Seine Ästhetik des Widerstands bleibt ein großartiges Buch, das die Möglichkeiten des Lebens in eigener Würde unter den widrigsten Bedingungen der Diktatur thematisiert.

Wie unter den Bedingungen knapper Ressourcen und dem Zwang zu harter Arbeit zwecks Überlebenssicherung die Würde des Lebens zu sichern ist, davon vermittelt uns eine Episode im Roman eines anderen Autors eine Vorstellung. Damit wird gleichzeitig die Freudlosigkeit relativiert, die Peter Weiss unterstellt: In dem Roman „Heimatemuseum“ lässt *Hermann Lenz* in Lucknow einen Wissenschaftler auftreten, der einen Vortrag über die Glücksauffassung der Masuren hält. „Offenbar hatte er das solideste Glück unter Instleuten, Besenbindern und Holzflößern ausgemacht“, und er präsentiert einen 78jährigen Kätner, der zeitlebens glücklich, ist, weil er einem Plan folgt, der jedem Wochentag seinen eigenen Charakter zumisst.¹²⁾

**Auch ein Alltag,
der orientiert ist
an einer Ästhe-
tik der Subsist-
tenz, entbehrt
trotz aller
gegenteiligen
Vermutungen
nicht der Würze.**

Exzess und Selbstbegrenzung

Auch ein Alltag, der orientiert ist an einer „Ästhetik der Subsistenz“ und der Selbstbegrenzung, entbehrt trotz aller gegenteiligen Vermutungen nicht der Würze: Sie entsteht und liegt in den Höhepunkten des Lebens und in den Formen des exzessiven Genusses auch unter den Bedingungen der Knappheit (die nicht mit Mangel zu verwechseln ist). In allen Gesellschaften gibt es Formen des lustvollen Konsums, der selbstzweckhaften Verausgabung von Lebenskraft und gesellschaftlichem Reichtum, denen

**Auch
scheinbar arme
Gesellschaften
besitzen ihre
spezifischen
Formen von
Reichtum.**

das funktionalistische Denken der Nützlichkeit nur mühsam eine soziale oder sonstige Bedeutung zuschreiben kann. Als Feste gliedern sie die Zeit und bieten den Individuen Höhepunkte des Lebens und des Jahreslaufs; oft reduzieren sie auch die Chancen der Anhäufung von Reichtum, weil von den Reichen demonstrative Verschwendung erwartet wird.

Auch die „armen“ Bauern des oberbayerischen Dorfes Unterfinning¹³⁾ hatten in der frühen Neuzeit ihre Formen des exzessiven Konsums: Die geringen ihnen statistisch verfügbaren Fleischmengen verteilten sie nicht gleichmäßig über das ganze Jahr, sondern verprassten sie anlässlich der Feste des Kirchenjahres oder Lebenslaufes exzessiv in großen Mengen. Und dabei geizten sie auch nicht mit der Zeit. Erst die Staatspolitik der Aufklärung begann in Mitteleuropa des angepeilten Wachstums wegen gegen die „Verschwendung“ von Zeit und Ressourcen in den vielen Fest- und Feiertagen zu Feld zu ziehen.

Formen des exzessiven Genusses im Konsum und im Umgang mit (Lebens-)Zeit und (Lebens-)Kraft werden in allen Gesellschaften als Bestandteil der Lebensqualität empfunden. Wenn eine Gesellschaft solchem selbstzweckhaften Genuss als Artikulation und Bestätigung von Reichtum keinen Raum lässt, dann produziert sie bei ihren Mitgliedern Frustrationen und Aggressionen – und dies umso mehr, je mehr die Menschen das Gefühl haben, dass solche Reichtümer existieren (nicht zuletzt dadurch verlor einst die DDR an Akzeptanz bei ihren Bürgern).

Mit solchen Exzessen muss freilich ebenso wenig wie mit symbolischen Gebrauchswerten die Lebenswelt zerstört werden. Im Gegenteil gehört es gerade zur Qualität überlebens- und zukunftsfähiger Gesellschaften, dass sie bei

des, den Exzess und die Zukunftsfähigkeit, miteinander vereinbaren können. Kulturell strukturierter exzessiver Konsum in Fest und Feier ist vielleicht eher ein Garant der Nachhaltigkeit als aufgezwungene Askese, aus der viele immer wieder ausbrechen möchten – der temporäre Exzess des Reichtums lässt die Grenzen besser ertragen und sichert so auf der emotionalen Ebene Elastizität. Und: Glücklicherweise findet jede Party auch einmal ein Ende.

Lebensqualität und Lebensstandard

Was als befriedigend empfundenenes Niveau des Lebensstandards verstanden wird, ist gesellschaftlich und kulturell determiniert. Der Bericht der Weltkommission für Kultur und Entwicklung formuliert: „Das Ziel der wahren Entwicklung ist das dauerhafte Wohlergehen und die Entfaltung jedes Menschen.“¹⁴⁾ Dies schließt den Bezug zur Gemeinschaft ein: „Es ist unbedingt erforderlich, die Entwicklung zu humanisieren, deren Endziel die individuelle Würde des Menschen und seine Verantwortung gegenüber der Gesellschaft sein sollte.“ Und es gibt eine zwischenstaatliche Ebene: „Die internationale kulturelle Zusammenarbeit sollte aufbauen auf der Achtung der kulturellen Identität, der Anerkennung der Würde und des Wertes aller Kulturen, der nationalen Unabhängigkeit und Souveränität und der Nichteinmischung.“

Kultur ist, wie der ganze Mensch lebt und arbeitet, und wie wir leben wollen. So lautete einst eine gern gebrauchte Formel. Damit sind jene Vorstellungen und Bilder einbezogen, die Menschen sich von einem guten und richtigen Leben, von geglücktem Leben machen. Der in englischer Sprache schreibende Philosophen *Lin Yutang* zitiert

Kulturell strukturierter exzessiver Konsum in Fest und Feier ist vielleicht eher ein Garant der Nachhaltigkeit als aufgezwungene Askese.

**Kultur ist,
wie der ganze
Mensch lebt
und arbeitet,
und wie wir
leben wollen.**

eine eindrucksvolle Formel, mit der ein chinesischer Philosoph die Frage, ob er glücklich sei, positiv beantwortet: „Es fehlt nicht viel“. ¹⁵⁾

Solche Formeln sind nicht nur Weisheiten für vorindustrielle Gesellschaften: Die Menschen verfügen über eine Fülle unterschiedlicher Möglichkeiten zur Gestaltung ihres gemeinschaftlichen Lebens, und für die im Prinzip allen Menschen gemeinsam aufgegebenen Fragen gibt es in den verschiedenen Gesellschaften unterschiedliche Antworten, aber wegen der gemeinsamen Grundkonstitution der Menschen können sie die jeweiligen Antworten wenigstens ansatzweise nachvollziehen und in Perioden des Umbruchs auch Anregungen daraus gewinnen.

Immerhin: Zwei große Problemkomplexe aus der Nachhaltigkeitsdebatte können als lösbar gelten: Menschen *können* als Individuen Selbstbegrenzung üben und sind nicht nur als habgierige Mängelwesen im Sinne der Modellbildungen der neoklassischen Ökonomie zu interpretieren. Und deswegen *können* sie auch für ihr gemeinschaftliches Leben verantwortungsbewusste Formen des kollektiven Umganges mit knappen Gütern praktizieren. Die „Tragödie der Gemeindewiesen“, von der mit Garrett Hardin Generationen von neoklassischen Ökonomen sprechen, ist kein Naturgesetz. ¹⁶⁾ Die Nutzungen von Allmenden, Almweiden, Wasser, wurden und werden immer und überall gemeinschaftlich und dauerhaft geregelt, ebenso Wegebauten, öffentliche Ordnung und gemeinsame Sicherheit.

Asketischer Luxus

In aktuellen Diskursen ist *Luxuse* das Stichwort, unter dem manche die Chancen des Reichtums (die Prosperitätsdivi-

dende) einheimen wollen. Die Vision von Reichtum im „Leben in seiner Fülle“, in den unterschiedlichsten religiösen und künstlerischen Bildern immer wieder evoziert, ist nicht nur gefährdet durch Armut und Not, es wird genauso gefährdet durch Überfülle.

In der Gegenwart (wie immer in Prosperitätsphasen) entdecken einzelne und kleine Gruppen Alternativen: Die Zeitpioniere ebenso wie diejenigen, die sich den Luxus der Askese leisten können. Von einer *Selbstaufhebung des Luxus*, die stattfindet, wenn der Konsum „reflexiv gebrochen“ wird, spricht der Bericht „Zukunftsfähiges Deutschland“.¹⁷⁾ Die von *Hans Magnus Enzensberger* aufgelisteten Formen der Neubewertung der Prosperität lassen freilich erkennen, dass selbst die Entmaterialisierung des Reichtums in einigen scheinbar nicht mit Geld zu erwerbenden Formen des Luxus wie Ruhe, Zeitsouveränität, Kunstgenuss usw. nur eine Verlagerung bedeutet: In Wirklichkeit ist auch dafür materielle Prosperität die Voraussetzung.¹⁸⁾

Vielleicht zerbröselt die Marktgesellschaft von innen, weil die Individuen den Versprechungen des Marktes immer weniger vertrauen (so wie die Menschen vor wenigen Jahren im östlichen Mitteleuropa den Versprechungen des Staates immer weniger glaubten und gleichzeitig die Furcht vor der Macht des Staates verloren, oder wie in anderen Revolutionen der Zerfall der Glaubwürdigkeit der Macht bei ihren Trägern und Protagonisten beginnen musste, ehe eine Veränderung eintreten konnte). Anfang 2001 wird in der Presse von den „Simplicity Circles“ von Cecile Andrews in den USA berichtet, die dazu auffordern, den Lebensstil zu vereinfachen und dadurch mehr Lebensqualität zu gewinnen. *Joe Dominguez* und *Vicki Robin*

Vielleicht zerbröselt die Marktgesellschaft von innen, weil die Individuen den Versprechungen des Marktes immer weniger vertrauen.

Die Elastizität einer Gesellschaft wird sich bedeutend erhöhen, wenn nicht mehr alle nach immer mehr vom Gleichen streben.

stellen in dem Buch „*Your Money or Your Life*“ ein Drei-Phasen-Modell zum „Abspecken“ auf. „Es ist für Leute, die es bereits geschafft haben“, kommentiert Roger Selbert, ein Zukunftsforscher aus Santa Monica. Inzwischen scheint daraus ein neues Marketing-Konzept zu werden, propagiert von der Zeitschrift „Real Simple“. ¹⁹⁾ Allein und isoliert werden solche Trends und Moden nicht ausreichen, mehr soziale Gerechtigkeit und mehr Zukunftsfähigkeit, bezogen auf die materiellen Ressourcen, zu sichern. Aber die Elastizität einer Gesellschaft wird sich bedeutend erhöhen, wenn nicht mehr alle nach immer mehr vom Gleichen streben.

Über die Ursachen der konsumistischen Dynamik zu reden, sie zu analysieren und darüber aufzuklären hilft nur sehr begrenzt: Dass der Markt, der Kapitalismus daran schuld ist, weiß man. Wenn man ihn nicht mit Gewalt einschränken kann, dann vielleicht, wenn viele Menschen sich ihm verweigern und gleichzeitig den Staat dazu drängen, den Markt mit regulierenden staatlichen Eingriffen zu zähmen. Es gibt sie schließlich zu allen Zeiten: Märkte sind immer eingebettet (*embedded*) in soziokulturelle Strukturen. Insofern zielen Überlegungen dieser Art nicht auf das Beschwören einer besseren Vergangenheit, sondern sind Teil ganz aktueller Diskurse.

Für eine Klassik des nachhaltigen Wohlstands

Die deutsche Klassik hat einst in dem winzigen Territorium von Sachsen-Weimar ein demokratisches, humanistisches Menschenbild entwickelt und vorgelebt, das z. B. im „Faust“ Höhen und Tiefen der Individualität auslotete, in Schillers „Ästhetischer Erziehung des Menschengeschlechts“ die Selbstreflexivität der Moderne antizipierte,

in Herders Philosophie den toleranten Umgang mit kultureller Vielfalt entwickelte.

Heute unter den Bedingungen der Prosperität und der Krise der Moderne ein nachhaltiges, langfristig tragfähiges Modell und eine Vorstellung von einer qualitativ attraktiven Lebensweise auf gleiche Weise zu entwickeln, wie einst die Weimarer Klassik mit ästhetischen und philosophischen Mitteln ein attraktives und überzeugendes Bild vom „richtigen Leben“ im Übergang zur bürgerlichen Demokratie ausarbeitete, das wäre eine herausfordernde Aufgabe.

Wenn im Titel dieses Beitrags von der „Ästhetik der Subsistenz“ gesprochen wird, dann soll damit auf den inneren Zusammenhang zwischen gemeinschaftlich akzeptierten Wertesystemen und praktizierter Lebensweise hingewiesen werden, wie er in der eigenen Definition von Lebensqualität bei den vergesellschafteten Menschen erkennbar wird. Ästhetische Ausdrucksformen, wie sie in Fest, Ritual, Ausgestaltung öffentlicher Räume eine Rolle spielen, begleiten diesen Prozess ebenso wie die zitierten Sprichwörter und Mythen der *Symbolwelten des Genug*. Auch die professionellen Künste greifen immer wieder Fragen der gesellschaftlichen Perspektiven auf und begleiten entsprechende Prozesse. Die Dokumenta 11 in Kassel hat 2003 gezeigt, dass dies heute wieder deutlicher als noch vor einigen Jahren geschieht.

Die professionellen Künste greifen immer wieder Fragen der gesellschaftlichen Perspektiven auf.

(1) Karl Hermann Tjaden: Mensch, Gesellschaftsformation, Biosphäre: Über die gesellschaftliche Dialektik des Verhältnisses von Mensch und Natur. Marburg: Verl. Arbeiterbewegung und Gesellschaftswissenschaften 1990, S. 28.

(2) Marshall Sahlins: Kultur und praktische Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1981, S. 8.

- (3) Richard Weiss: *Alpiner Mensch und alpines Leben in der Krise der Gegenwart*. In: *Die Alpen (SAC)* 33. Jg. 1957, S. 209-224, S. 223.
- (4) Dies und die folgenden Zitate aus *Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon* Bd. 1, 1554 ff.
- (5) Vgl. Dieter Kramer: „Nous sommes riches en peu de besoins“. Oder: Was fehlt uns, wenn wir alles haben? In: *Kuckuck (Graz)* 1/1991, S. 9-12.
- (6) Hartwig Peetz: *Wie die Berge noch von Alpen-Wirtschaft reden*. *Zeitschrift des deutschen und österreichischen Alpenvereins* 1877, S.95-105, S. 101/102; vgl. Max Lüthi: *Aspekte der Blümlisalpsee*. *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 76/1980, S. 229-243.
- (7) Vgl. Isabel Rodde und Thomas Maron: *Was braucht der Mensch?* *Frankfurter Rundschau* v. 14.08.2000.
- (8) *The greedy man*. Mutun mai kishii <Hausa: Der Geizhals>. R. Nkwonta CAS Creation, Museum der Weltkulturen, Frankfurt am Main, Nr. 62 NS 64880.
- (9) Edit Fél, Tamas Hofer: *Bäuerliche Denkweise in Wirtschaft und Haushalt*. Göttingen 1972, S. 1.
- (10) Marjorie Shostag: *Nisa erzählt. Das Leben einer Nomadenfrau in Afrika*. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verl. 1982, S. 55, S. 57, S. 221.
- (11) Peter Weiss: *Die Ästhetik des Widerstands*. Bd. 1 Frankfurt am Main 1975, S. 174; vgl. dazu Dieter Kramer: *Alltags-, Gesellschafts- oder Kulturgeschichte? Zu Jürgen Kuczynskis Interpretation des modischen Alltagsparadigmas*. In: *Demokratische Erziehung* 1981 (H. 6), S. 392-395.
- (12) Siegfried Lenz: *Heimatmuseum. Roman*. München: dtv 1981 (zuerst Hamburg: Hoffmann u. Campe 1978), S. 267/268.
- (13) Rainer Beck: *Naturale Ökonomie. Unterfinning. Bäuerliche Wirtschaft in einem oberbayerischen Dorf des frühen 18. Jahrhunderts*. München, Berlin 1986.
- (14) Vgl. zu diesem Teil Dieter Kramer: *Zur Neudefinition von Entwicklung mit Hilfe der Kultur. Der UNESCO-Bericht „Unsere kreative Vielfalt“*. In: *UNESCO heute. Zeitschrift der deutschen UNESCO-Kommission* 45. Jg. Nr. 2/3, 1998, S. 67-72.
- (15) Vgl. Wolfgang Bauer: *China und die Hoffnung auf Glück*. München: C. Hanser 1971, S. 503.
- (16) Vgl. Dieter Kramer: *Grenzgänge. Die „Tragödie der Gemeindewiesen“ und die europäische Kulturgeschichte*. In: Häßler, Hans-Jürgen und Christian von Heusinger (Hg.): *Frieden, Tradition und Zukunft als Kulturaufgabe*. Würzburg 1993, 433-441.
- (17) *Bund/Misereor: Zukunftsfähiges Deutschland*. Basel, Boston, Berlin 1996, S. 214.
- (18) Enzensberger, Hans Magnus: *Reminiszenzen an den Überfluß*. *Der Spiegel* 51/1996, S. 108-118.
- (19) Rita Neubauer: *Für manche bedeutet einfacher leben schlicht mehr Konsum*. In: *Frankfurter Rundschau* v. 16.01.01.

Der Markt darf nicht alles sein

Adolf Muschg

„Nachhaltig“ ist ein Schlaumeier-Wort. Es bezeichnet nur die bessere Hälfte unseres kulturellen Selbstverständnisses, für die unansehnliche, dafür wahre Hälfte trifft es nicht zu: und auf diese fällt der Löwenanteil unserer Praxis, die sich immer, wenn's darauf ankommt, auf der Schnäppchenjagd holt, was sie braucht, und sich dann im Sonntagsgottesdienst fromm sagen lässt, dass sie sich, auf lange Dauer betrachtet, nur selbst bestohlen habe. Mag ja sein, aber wer kann, wer will mit langer Frist rechnen? Nach uns die Sintflut – erinnern Sie sich noch an Leserbriefe aus den Zeiten der 40-Watt-Moral? Sie sind jetzt über zwanzig Jahre her, und das heißt: so gut wie nie gewesen –, als ein betroffener Mitbürger an der nächtlichen Festbeleuchtung seines Städtchens Anstoß nahm? Das muss ungefähr zur Zeit des Waldsterbens gewesen sein. Wo ist es hingekommen, das ökologische Schuld-bewusstsein, das auf freiwilliger Selbstverdunkelung der Zivilisation bestand, damit auch unsere Enkel noch etwas wie Luft zu atmen hätten? Damals wurde auf allen Rathäusern die Fahne Nachhaltigkeit gehisst, und da weht sie, als obligater Fassadenschmuck, bis heute – und inzwischen fast ohne schlechtes Gewissen, denn sie ist längst das Logo für eine neue Technologie, deren Boom sich als Teil des erhofften Konjunkturaufschwungs versteht. So viel Versprechen ist für das veröffentlichte Bewusstsein schon fast so gut wie Halten, und außerdem so viel kostengünstiger, dass sich das vorübergehend aufgeschreckte Kulturgewissen fromm seufzend wieder zur Ruhe gelegt hat: war was?



Ein Wort wie Nachhaltigkeit ist ein Feigenblatt, das die Scham über die Spaltung unserer kollektiven Kulturpersonlichkeit decken soll.

Ein Wort wie „Nachhaltigkeit“ ist ein Feigenblatt, das die Scham über die Spaltung unserer kollektiven Kulturpersonlichkeit decken soll. Als Profiteure der Marktgesetze sind wir praktizierende Neoliberale, die vom billigsten Angebot profitieren; als verantwortliche Weltbürger beteuern wir, dass uns nicht am Preis der Dinge, sondern an ihrem Wert gelegen sei, den wir an der Würde des Menschen messen wollen, und am Kriterium gemeinsamer Zukunftsfähigkeit. Aber auch die privilegierte Minderheit, die sich den Luxus geistiger Not mit ihren eigenen Widersprüchen überhaupt leistet, weiß im Grunde recht gut, dass sie eine Veränderung gar nicht wollen kann, die einen umfassenden Bruch ihrer Lebensgewohnheiten mit sich brächte, einen kulturellen Paradigmenwechsel größten Stils, wie er sich in der westlichen Geschichte vielleicht erst zweimal ereignet hat: beim Umbruch der antiken Welt ins christliche Mittelalter, und durch die industrielle Revolution. Einen Rückbau der Zivilisation zum Fundamentalismus kann man ihr nicht wünschen, auch wenn er heute nicht mehr ganz so unvorstellbar ist wie vor dem 11. September 2001.

Aber auch wenn sich der kapitalistische Absolutismus wie eine kriegführende Religion benimmt, so hat er doch nicht das ganze Zeug dazu. Als kategorischer Imperativ des Handelns rigoros, wird ihm die Wertneutralität, sozusagen: die verallgemeinerte Erbschaft eines von historischen und auch zivilen Fesseln entbundenen Freiheitsanspruchs, doch nie auszutreiben sein. Und die Anfälle von Korrektheit, deren er sich befließigt, werden seinem immanenten Hedonismus niemals die Waage halten können, obwohl die damit verbundene Glücksverheißung wertfrei und inhaltslos ist. *Weil* sie es ist, lässt sie sich vom ersten

Besten so gut mit eigenen Motiven besetzen wie vom schlechten Letzten. Salopp gesprochen: gegen diesen Misthaufen wird kein neuer Glaube anstinken, er mag sich gegen den Markt wenden, wie er will. Auch er wird sich, um zu reüssieren, des Marktes bedienen müssen, und das heißt unvermeidlich, dass sich der Markt *seiner* bedient. Der Markt muss durchaus nicht wissen, was er will, um abschließend festzulegen, was mit ihm geht, und was nicht. Auf keinen Fall wird *substantielle* Nachhaltigkeit der Fels sein, auf den sich eine realitätswirksame Glaubenswahrheit gründet. Der Markt rechnet mit dem einzigen, womit sich zur Not rechnen lässt: schnellem Gewinn innert nützlicher Frist, und die nützliche Frist ist immer die kürzeste. Jede weitere Spekulation – das weiß der kleinste Geschäftemacher besser als der größte Philosoph – scheitert an dem, was Kleist „die gebrechliche Einrichtung der Welt“ genannt hat. Und mit dieser schlichten Lebenswahrheit ist der Markt jedem seiner Kritiker immer den entscheidenden Schritt voraus. Seine Semiotik mag reiner *Bullshit* sein, gerade ihre Flexibilität ist ein Wettbewerbs-, also Evolutionsvorteil, mit dem sie jeden Grundsatz im Regen stehen lässt. Damit weiß sich der Markt im Bund mit der menschlichen Natur, wie er sie versteht; und er versteht sie jedenfalls hinreichend, um sich ihre Schwächen nicht weniger zunutze zu machen als ihre Stärken, und sie dafür lieber zu belohnen als zu überfordern. Gegen diesen Markt mag der Ethiker Recht haben, wie er will, er *bekommt* nicht Recht, denn er hat es mit einem Geschöpf zu tun, das gelernt hat – mit gutem Grund – die kurze Frist, die ihm gegeben ist, als Maß aller Dinge zu betrachten, und sich diese Lebensvernunft nicht verderben zu lassen. Darum sieht es im eigenen Verschwin-

Auf keinen Fall wird *substantielle* Nachhaltigkeit der Fels sein, auf den sich eine realitätswirksame Glaubenswahrheit gründet.

**Sustainable
Mozart, das ist
eine Pointe, die
sich auf jeder
Party anspruchs-
vollen Konsums
hören lassen
kann: auch
wenn sie, bei
Licht besehen,
eine eher triviale
Vermutung
bezeichnet ...**

den vom Markt das eigentliche Ende der Welt, nicht in der ökologischen Apokalypse, die ihm für *Business as Usual* angedroht wird.

„Sustainable Mozart“, das ist eine Pointe, die sich auf jeder Party anspruchsvollen Konsums hören lassen kann: auch wenn sie, bei Licht besehen, eine eher triviale Vermutung bezeichnet: dass mit der Langzeitwirkung großer Kunst gegen den rasanten Abbau der materiellen und ideellen Lebensgrundlagen auf unserem Planeten etwas auszurichten sei, irgendwas, irgendwie. Ist der Umgang mit Kunst etwa kein Beispiel, sind Kunstwerke etwa keine Modelle dafür, dass der Mensch das Kostbarste, das er machen kann, anders, eben nachhaltiger zu behandeln fähig ist, als er alle anderen Objekte seines Interesses behandelt: in einem tieferen Sinne zweckfrei, ehrfürchtig, erhaben über jedes Tagesgeschäft? Und könnte dieser pflegliche Respekt, den er einem ausgezeichneten Kulturprodukt zuwendet, ihn nicht zu einer analogen Haltung bewegen gegenüber allem, was der Mensch *nicht* machen und nur in Grenzen bearbeiten kann, was ihm geschenkt, nein doch: was ihm nur *geliebt* ist, und was er durch gedanken- und hemmungslosen Gebrauch veruntreuen, erschöpfen, zerstören kann: seine natürlichen Lebensgrundlagen, bis zu Wasser, Erde und Luft?

Aber, meine Damen und Herren: dass uns heute einfällt, ein altväterisches Wort wie „nachhaltig“, das überraschend wieder zu modischen Ehren gekommen ist, auf Mozart anzuwenden, hat leider nichts mit einer der großen Kunst immanenten rettenden Kraft, und alles mit unserem Bedürfnis zu tun, der Kunst, *wenigstens* der Kunst, eine Eigenschaft unterzuschieben, die von den

Mechanismen des Marktes unberührbar sein soll. Dass das Gegenteil wahr ist, belegt der flüchtigste Blick auf Mozarts eigene Biographie, und jede nüchterne Analyse der Investitionen von Salzburg bis Tokio, die seinen Namen heute zu einem sogenannten sicheren Wert machen. Die Ewigkeit Mozarts beruht also, was ihre Herstellung betrifft, auf einer optischen Täuschung, die zur unredlichen wird, wenn man sie als marktfern deklariert und zugleich als Vorbild für die Bewirtschaftung ganz anderer Problemfelder des Heimatschutzes oder der Ressourcenschonung in Anspruch nimmt.

Mozart hat keine Gebrauchsmusik für verdienstliche Zwecke geschrieben: mit ihr ist kein Staat zu machen, keine ökologische Wende einzuleiten, kein einziges Marktgesetz außer Kraft zu setzen. Das ist das Irritierende großer Kunst: sie sagt – wie Rilkes Apollo-Torso: „du mußt dein Leben ändern“, aber die Richtung dieser Änderung bleibt offen – so offen, wie ich – um einmal von mir selbst zu reden – das Leben ohne die Begleitung großer Kunst nicht aushalten würde. Das Kunstwerk ist, was es ist; so viel hat es mit dem Menschen gemeinsam, das ist alles andere als ein Trost, und noch weniger eine Empfehlung, und eben darum ist es ein Glück. Ganz gewiss aber führt von seiner Autonomie keine Eselsbrücke in die Praxis der Zivilgesellschaft hinüber. „Du musst dein Leben ändern“ ist ein Imperativ in vollendeter Frageform, auf die es zur Not – und in der Not, nur eine nicht ganz törichte Antwort gibt: *Mut zum Eigensinn*, ohne dass du wissen musst, wohin er dich führt, und wovor er dich bewahrt.

**... dass mit der
Langzeitwirkung
großer Kunst
gegen den
rasanten Abbau
der materiellen
und ideellen
Lebensgrund-
lagen auf unse-
rem Planeten
etwas auszu-
richten sei.**

Ich sehe Mozart dann doch fast lieber auf einer trendigen Party der Nachhaltigkeitslosen als bei ihren Verächtern.

Ich sehe – um zum Schluss zu kommen – Mozart dann doch fast lieber auf einer trendigen Party der Nachhaltigkeitslosen als bei ihren Verächtern. Das Hier und Jetzt, das sie feiern, hat einen Hintergrund, der mehr Respekt gebietet als sie beanspruchen: unsere Vergänglichkeit. Der Begrenztheit dieser Ressource, der Erschöpflichkeit unserer Zeit kann sich niemand durchdringender bewusst sein, als wer sie leugnet. „Immer lacht ihr und scherzt? Ihr müßt? O Freunde dies greift mir / An die Seele, denn dies müssen Verzweifelte nur.“ Aber diese Verzweiflung ist kein Thema für die Moral. Auch die Eitlen, die sich ihr Dasein von einem so überaus harten, dabei überaus flüchtigen Markt bestätigen lassen müssen, sind kleine Darsteller einer größeren Eitelkeit – und die Kunst, gerade die größte, sieht nicht nur ihre Unwürde an.

„Quant 'è bella giovinezza / Che si fugge tuttavia! / Chi vuol esser lieto, sia / Di doman non c'è certezza.“ Der Verfasser dieser harmlosen Zeilen – über sehr wenig harmlose Tatsachen – war Lorenzo de' Medici, genannt der Prächtige, fürstlicher Kaufmann und Mäzen der größten Künstler der Renaissance. Die trivialen Mitspieler der Vergänglichkeit, die aus ihr nicht mehr, aber auch nichts Geringeres als das Fest einer guten Stunde ziehen, sind, in ihrer Art, Kleinkünstler des Vergeblichen. Es mag ihnen nicht, wie einem Mozart, gegeben sein, auf bodenlosem Grund große Bäume zu pflanzen, und doch fallen sie aus der Krone des einzigen und vergänglichen Lebens wie Blütenblätter, die im Fallen noch einen Augenblick des Leuchtens erhaschen wollen. Vielleicht sind sie, mit ihrem faulen Zauber, der Wahrheit der Welt näher als diejenigen, die sie nachhaltig verbessern wollen und sich dabei auf die Grenzen

der Natur berufen, ohne die Grenzen des Menschen zu beachten.

Wie schwer sie zu nehmen sind, und wie leicht, erreicht uns in der Sprache der Kunst, in Mozarts Musik als unhintergebar, aber in Heiterkeit scheinbar restlos aufgelöster Widerspruch. Es ist ein Triumph des schönen Scheins, der uns als gut und wahr berührt, weil ihn sein Verhältnis zum Guten und Wahren nicht bekümmert. Die Marionetten auf dem Markt der Eitelkeiten, die an den Fäden guten Marketings tanzen, bewegt dasselbe Spiel, und der Schöne Schein, den sie tragen, verrät zwar seine Herkunft aus dem Jahrmarkt, aber in ihm verrät der globalisierte Markt auch wieder sich selbst. Das Realste an ihm ist seine Vorläufigkeit, er ist ein Provisorium mit Glücksrad, Wahrsager und Geisterbahn, und durch die Lappen des Budenzaubers blickt der Himmel: ob wir ihn als leer oder als offen betrachten: er bleibt unkäuflich, wie die Seele der Kunst.

Das Hier und Jetzt, das sie feiern, hat einen Hintergrund, der mehr Respekt gebietet als sie beanspruchen: unsere Vergänglichkeit.

Fünf Dimensionen von Zukunftsfähigkeit

Kurt-Jürgen Maaß



Ich bin an das Thema dieses Abends ganz anders herangegangen als meine Vorredner, nämlich mit den Augen des Zeitschriftenmachers, der sich überlegt: Wie machen wir eine Schwerpunktnummer zu dem Thema „Kunst und Kultur als Impulsgeberinnen für Zukunftsfähigkeit“?

Zunächst habe ich mich gefragt, über welche Art von Zukunftsfähigkeit wir eigentlich reden sollten. Ich sehe fünf Dimensionen:

Nachhaltigkeit, Sustainability, ist das Stichwort aus der Umweltdiskussion. Dort ist das Thema mit am intensivsten diskutiert worden, sowohl in vielen Aufsätzen als auch auf Tagungen. Zunehmend hat man sich dabei auch Gedanken darüber gemacht, welche Rolle Kunst und Kultur in der Nachhaltigkeitsdebatte spielen könnten bzw. sollten.

Es gibt aber auch andere Aspekte der Zukunftsfähigkeit, die zu beachten sind. Denken wir etwa an den Prozess der *Globalisierung*, so stellt sich die Frage, wie wir diesen mit den verfügbaren, beschränkten Mitteln zukunftstauglich gestalten können und welche Rolle Kunst und Kultur dabei spielen könnten.

In Anbetracht der intensiven Migration in Europa und des Problems der Integration von Zuwanderern stellt sich diese Frage ebenfalls. Zukunftsfähigkeit wäre hier vor allem mit dem Begriff der *Friedensfähigkeit*, also dem Miteinander-Leben-Können, zu präzisieren.

Eine vierte Dimension ist die *Innovationsfähigkeit* in Hochschule und Wissenschaft. Jeder weiß, wie groß der internationale Wettbewerb gerade auf diesem Gebiet ist und dass die Zukunftsfähigkeit unserer Länder nur gewährleistet ist, wenn wir in dieser Innovationsspirale, die seit vielen Jahren läuft, mithalten können.

Der fünfte Punkt betrifft die internationalen Beziehungen. Hier ist für mich die *Kommunikationsfähigkeit* ein Synonym für Zukunftsfähigkeit. Denn wenn wir uns international mit unseren Argumenten, unseren Werten, unseren Einstellungen und Meinungen nicht vermitteln können, dann ist in diesem Bereich die Zukunftsfähigkeit gefährdet.

In einem zweiten Schritt habe ich mich gefragt, welches denn mögliche Impulse für diese fünf Dimensionen der Zukunftsfähigkeit sein könnten:

Bei der *Nachhaltigkeit* geht es immer um Alternativen, die ins Bewusstsein gehoben werden können, damit man neue und weitergehende Verwirklichungen des Nachhaltigkeitsprozesses erreichen kann. Es geht aber auch darum, neue Symbole zu kreieren. Die Diskussion in der Umweltpolitik erhofft sich durch die Einbeziehung von Kunst und Kultur die Schaffung neuer Symbole und dadurch eine größere Überzeugungskraft für Nachhaltigkeitsargumente. Nachhaltigkeit als *ästhetisches Konzept* ist hier also eines der zentralen Stichwörter.

Beim Thema „Globalisierung meistern“ geht es vor allem um Impulse, um im Wettbewerb besser bestehen zu können, neue und ökologisch tragfähige Wirtschaftsfelder zu finden, wirtschaftliche Innovationen und *interkulturelle Kompetenz* im Dialog der Kulturen zu fördern.

Wenn wir uns international mit unseren Argumenten, unseren Werten, unseren Einstellungen und Meinungen nicht vermitteln können, dann ist die Zukunftsfähigkeit gefährdet.

**Interkulturelle
Kompetenz ist
eine, wenn nicht
die Schlüssel-
kompetenz
unserer Zeit.**

Interkulturelle Kompetenz ist eine, wenn nicht *die* Schlüsselkompetenz unserer Zeit. Die Grundlagen hierfür müssen bereits in der Schulzeit gelegt werden. Ebenso wichtig scheint es mir, in einer zunehmend globalisierten Welt die Vielfalt und den kompetenten Umgang mit Sprache(n) zu fördern. Impulse für Sprachenvielfalt und Sprachenlernen zu geben ist entscheidend, um in der Globalisierung bestehen zu können.

Im Feld der *Migration* bin ich auf Stichwörter wie Integration, Friedenserziehung, schulische (Aus-)Bildung zu einem friedlicheren Zusammenleben gestoßen. Es geht hier vor allem darum, Toleranz und Identität zu fördern und emotionale Intelligenz anzuregen.

Beim Blick auf *Innovationstätigkeit* in Forschung und Technologie geht es vorrangig darum, den internationalen Austausch von Studierenden, Lehrenden an Hochschulen und Wissenschaftlern zu intensivieren und im internationalen Vergleich wettbewerbsfähig zu werden oder zu bleiben. Der internationale Wettbewerb muss unter anderem dadurch gefördert werden, dass die eigenen Innovationen verstärkt dem Wettbewerb ausgesetzt werden, um die kollektive Fantasie und kreative Provokationen anzuregen.

Um die internationale *Kommunikationsfähigkeit* zu stärken, wäre es wichtig, kommunikative Vielfalt und Verantwortungsbereitschaft zu erhöhen und Flexibilität durch Perzeptionsveränderung zu stärken, um scheinbar unveränderliche Strukturen und Prozesse auch anders sehen zu können. Ein aktuelles Beispiel – im Kontext der Fußballweltmeisterschaft 2006 – sind die veränderten Perzeptionen aus vielen Ländern der Welt, die auf Deutschland schauen und ganz erstaunt sind, dass man hierzulande feiern und friedvolle Partys veranstalten kann.

Jetzt komme ich zur möglichen *Rolle von Kunst und Kultur*. Ich möchte Kultur dabei in einem weiten Sinn verstanden wissen. Welche Impulse sind möglich? Eine Menge – meinen viele, die sich darüber schon Gedanken gemacht und Beiträge veröffentlicht haben: Das Erkenntnisvermögen kann geschärft, das Gefühlsvermögen gesteigert, das Distanzierungsvermögen erweitert werden. Kunst und Kultur können zu integrativem Denken anregen und die Kooperationskultur fördern.

Kunst und Kultur können zu integrativem Denken anregen und die Kooperationskultur fördern.

Man kann *Nachhaltigkeit* als ein ästhetisches Konzept sehen. Hilfen beim Erwerb von Gestaltungskompetenzen können aus Kunst und Kultur kommen. Nach einer UNESCO-Definition ist kulturelle Kreativität die Quelle menschlichen Fortschritts, kulturelle Vielfalt substantielle Voraussetzung jeder Entwicklung.

In der *Globalisierungsdebatte* wird – vor allem auch in Österreich – die Förderung der Kreativindustrie heftig diskutiert. Bei einer kürzlichen UN-Konferenz zu diesem Thema wurde angeregt, ein internationales Austauschzentrum für Kreativindustrie zu gründen, um damit vor allem auch Entwicklungsländer zu unterstützen und ihnen – so die damit verbundene Hoffnung – neue Perspektiven zu eröffnen, Kulturressourcen in Marktressourcen umzuwandeln. Beim Übergang von der Produktions- zur Wissensgesellschaft sind künstlerische und kulturelle Kompetenzen auch im Kontext der Arbeitswelt von zentraler Bedeutung.

Das dritte Themenfeld ist die *Friedensfähigkeit*. Hier könnten Kunst und Kultur dazu beitragen, Wahrnehmung und Neugierde zu fördern und sich damit die Welt anzueignen, um – mit Leonardo da Vinci gesprochen – die

Kultur trägt dazu bei, die Kommunikationsfähigkeit eines Landes in vielen Bereichen überhaupt erst in Gang zu bringen.

Wahrheit der Dinge zu erfassen und ein höheres Abbild der Welt zu erstellen.

Auch bei der Aufgabe, *Innovationsfähigkeit* zu erhöhen, kommt wieder die Förderung von Kreativität ins Spiel. Es geht vor allem darum, produktiv gegen die gewohnten Regeln des Denken und Handelns neue Regeln zu erfinden und zu erproben. Bernhard von Mutius hat gesagt: „Neues entsteht nur an den Grenzen.“ Das ist für Forschung und Wissenschaft von ganz besonderer Richtigkeit.

Schließlich sei noch auf den Aspekt der internationalen *Kommunikationsfähigkeit* eingegangen. Kunst und Kultur können hier in vielfältiger Weise die Außenpolitik unterstützen. Österreich und Deutschland tun dies gleichermaßen intensiv, jeder auf seine Weise und mit viel Fantasie. Kultur trägt dazu bei, die Kommunikationsfähigkeit eines Landes in vielen Bereichen überhaupt erst in Gang zu bringen und später aufrecht zu erhalten, um so den internationalen Beziehungen und auch der Diplomatie zu nützen. Nicht umsonst hat ja Willy Brandt die Außenkulturpolitik neben der Wirtschaftspolitik und der klassischen Diplomatie als die „Dritte Säule“ der Außenpolitik bezeichnet.

Sie sehen: das Thema ist vielfältig, und man kann Salzburg zu seiner Initiative und Gestaltungskraft, aus der Idee „Sustainable Mozart“ heraus diese Veranstaltungsreihe zu kreieren und daraus auch noch ein Buch zu machen, nur beglückwünschen. Die Anregungen werden die Diskussionen in Deutschland mit Sicherheit befruchten.

Diskussion

(Auszüge)

Peter Huemer: Dieter Kramer hat gemeint: „Wer nie genug hat, ist immer arm.“ Einem solchen Menschen kann nach meinem Verständnis auch die Kunst nicht helfen. Aber: am 30. April 1945 gaben die Wiener Philharmoniker im zerbombten Wien ihr erstes Konzert nach dem Krieg, am 1. Mai wurden die Oper und das Burgtheater an anderen Spielstätten wieder eröffnet. Die Russen hatten den Auftrag erteilt, die Bühnen aufzusperren. In dieser Situation der äußersten Not war die Kunst von großer Bedeutung für die Menschen. Sie hat – so denke ich – nach der Katastrophe Trost gesendet. Ist dem so?

Adolf Muschg: Ich habe nichts einzuwenden gegen eine optimistische Grundannahme des Lebens, nur wäre ich da vorsichtiger. Bert Brecht hat einmal gemeint: „Wehe dem Land, das Helden nötig hat.“ In Abwandlung könnten wir sagen: „Wehe dem Land, das den Auftritt der Philharmoniker nötig hat.“ Kultur wäre wohl das Leben jenseits der Mühsal, der Arbeit. Wir haben den Satz gelernt: Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir. Die antike Formel lautet gerade umgekehrt. Nicht für das Leben, für die Schule lernen wir, so steht es bei Seneca. Schule bedeutet der Wurzel nach „scholae“ – Muße. Das Leben als Notdurft, das sind hingegen jene zwei Stunden, die die von Herrn Kramer angesprochenen Aborigines dafür opfern, damit sie den nächsten Tag noch erleben. Das war nicht anders im alten Athen, wo Arbeit als Notwendigkeit zum Überleben gesehen wurde. „Scholae“ hingegen war die Zeit der Menschenwürde, die Zeit, in der wir frei sind

**Kultur wäre
wohl das Leben
jenseits der
Mühsal.**

vom Zwang uns zu reproduzieren und uns selbst zu erhalten. In dieser Zeit entstand all das, was wir heute als das geistige Fundament des Abendlandes verehren.

Peter Huemer: Die von Ihnen beschriebene antike Gesellschaft war eine Klassengesellschaft mit Sklavenwirtschaft. Setzt der Freiheitsbegriff der Antike nicht notwendigerweise die Sklaven voraus, eine Sklavengesellschaft, die wir heute in dieser Form nicht mehr haben?

**Niemand hat
gelernt, die
Freistellung von
der Arbeit wie
im alten Athen
als Gewinn zu
erleben.**

Adolf Muschg: Wir hätten sie – die Sklaven von heute wären Roboter, denen wir nicht mehr nahe treten, wenn sie die Arbeit tun. Mir scheint die Tatsache, dass wir Schnäppchenjäger bleiben, also Neoliberale in unserer Konsumpraxis, hat mit unserem Bild von Arbeit und Arbeitslosigkeit zu tun. Niemand hat gelernt, die Freistellung von der Arbeit wie im alten Athen als Gewinn zu erleben – die ganze Gesellschaft behandelt sie als Problem. Wenn wir unsere Probleme anders beleuchten könnten und etwa nicht Angst haben müssten, dass Leute im Leeren sitzen, wenn sie aus dem Treibrad der Ökonomie hinausfallen, dann wäre beispielsweise Jugendarbeitslosigkeit keine Bedrohung mehr. Wir könnten sagen: „Mensch, der hat die ungeheure Chance, diese Woche nichts zu tun. Was kann er nicht alles damit anfangen!“ Wenn der junge Mensch freilich die ganze Woche an der Playstation hockt, hat er nichts mit seiner freien Zeit anzufangen gewusst. Das gute alte Wort „Bildung“, die bereits in der Kindheit anfängt, ist, so denke ich, der Schlüsselbegriff. Wenn wir uns dazu bilden könnten, die Werte anders zu setzen, dann hätten wir unendlich viel überschüssige Zeit. Der Kapitalismus hätte heute die Voraussetzungen geschaf-

fen, dass die Sklavenarbeit nicht mehr von Menschen, sondern von elektronischen Mechanismen erledigt wird. Doch wir verwenden die freigewordene Zeit für Unfug! Da liegt das Problem. Wir haben keinen Begriff davon, was man aus dem Leben machen kann, wenn man nicht arbeiten muss.

Dieter Kramer: Ich knüpfe an beim Unfug – eine schöne Sache. Der Taugenichts bei Joseph Eichendorff hat Unfug gemacht. Und das Recht, Unfug zu machen, gehört zu den Rechten der Menschen, die freigesetzt sind vom Zwang zur Notwendigkeit. Insofern würde ich die Kritik am Unfug relativieren. Ihre sinngemäße Bemerkung „Wehe dem Land, das große Literatur oder Kunst als Lebensmittel nötig hat“, haben Sie, Herr Muschg, selbst relativiert. Die Athener benutzten Kultur als ein Mittel, ihre Gesellschaft, ihre gesellschaftliche Lebensweise neu zu organisieren, nachdem sie vom Druck der Perser und deren Aristokratie befreit waren. Es bedurfte einer neuen mentalen Infrastruktur, die mit Hilfe von Kunst, Theater, Museen etc. geschaffen wurde. Insofern ist die Rolle der Künste bei der Entwicklung von Lebensformen unter neuen Bedingungen schon wichtig. Heute würde dies in der Tat bedeuten, dass wir uns in der Situation der Prosperität, die sicher auch auf Kosten der Länder des Südens geht – das dürfen wir nicht vergessen – auf neue Lebensmuster einlassen.

Adolf Muschg: Ich glaube, dass sich heute gewisse Symboliken geändert haben. Freiheit wird verwechselt mit Konsumieren können. Wir bräuchten einen gänzlich anderen Begriff dessen, was Freiheit ist. Eine Kreativitäts-

**Das Recht,
Unfug zu
machen, gehört
zu den Rechten
der Menschen,
die freigesetzt
sind vom Zwang
zur Notwendig-
keit**

industrie – wie von Herrn Maaß angesprochen – wünsche ich mir aber am allerwenigsten.

**Freiheit wird
verwechselt mit
Konsumieren
können.
Wir bräuchten
einen gänzlich
anderen Begriff
dessen, was
Freiheit ist.**

Peter Huemer: Die Umkehrung der Symbole ist sicher in erster Linie ein Wohlstandsphänomen. Dass etwa Dick-Sein nicht mehr bedeutet „Ich kann es mir leisten“, „Ich habe genügend zu Essen“, sondern als Makel empfunden wird, hängt mit unserem Überfluss an Lebensmitteln zusammen. Und dass Fahrradfahren wieder schick geworden ist und sich zumindest in einem bestimmten Milieu die Autofahrer gegenüber den Radfahrern zu genieren beginnen, setzt voraus, dass wir die Phase der Motorisierung bereits durchschritten haben. In der Zeit niedriger Motorisierung galt das Auto als Symbol der Freiheit, seine Abwesenheit als Mangel an Freiheit. Ist materieller Wohlstand also Voraussetzung für die Idee der Begrenzung?

Adolf Muschg: Ich denke, hinsichtlich des Begriff der Zukunftsfähigkeit ist Vorsicht angebracht. Im fortschrittstrunkenen 19. Jahrhundert war es möglich, Goethes Faust derart verblendet zu rezipieren, dass der Satz „Es irrt der Mensch, solange er strebt“ als Alibi für die Beliebigkeit industrieller Produktivität gelten konnte – eine Entwicklung, die uns in zwei Weltkriege geführt hat. Wäre man damals in der Lage gewesen, den armen Teufel Faust als jenen zu lesen, der nicht merkt, dass ihm in dem Augenblick, in dem er das große Meliorationswerk der Zivilisation in bestem Gange sieht, sein eigenes Grab geschaufelt wird – besser als Goethe in dieser Szene kann man die Verblendung nicht symbolisieren –, dann hätte Zukunftsfähigkeit in der Tat etwas anderes bedeutet. Zukunftsvorhersagen sind generell schwierig. Wie hätte man 1988

die Zukunft der bipolaren Welt beurteilt? Kaum so wie sie gekommen ist. Denn 1990, zwei Jahre später, gab es diese bipolare Welt nicht mehr. Die Zukunft ist schwer vorherzusagen, trotz des großen technischen Aufwands, den etwa Geheimdienste treiben.

Kurt-Jürgen Maaß: Auch wenn die Wende 1989/90 nicht vorhersehbar war, haben gerade in diesem historisch wichtigen Augenblick zwischen Ost und West Kunst und Kultur eine bedeutende Rolle gespielt. Deren Geschichte muss erst noch geschrieben werden. Denn alle – die Westeuropäer, die US-Amerikaner, die Kanadier, die Japaner sind mit Kulturprogrammen, Kunstaustellungen und Beratungsprogrammen in die ehemals sozialistischen Länder gegangen, weil es dort einen riesigen Nachholbedarf gab, diesen Teil der lange vorenthaltenen Weltkultur kennen zu lernen und gleichzeitig selbst seine eigene Kultur darstellen zu können. Es ist im Wesentlichen diesen Aktivitäten zuzuschreiben, dass der Übergang so friedlich verlaufen ist und diese Länder in sensationell kurzer Zeit den Weg zur Demokratie gefunden haben und Mitglied der EU geworden sind. Es gibt noch viele andere Länder auf dem Weg zur Transformation in Richtung Demokratie und Moderne. Diesen Weg nicht aktiv mit Kunst- und Kulturaustausch zu begleiten, wäre ein großer Fehler. Sowohl im Ausland als auch hier bei uns in der Förderung der Integration von Migranten sind Kunst und Kultur wichtige Impulsgeber für Zukunftsfähigkeit.

Der Film „Rhythm is it“, der die Arbeit von Simon Rattle, den Berliner Philharmonikern und dem Choreographen Royston Maldoom mit Jugendlichen aus 25 Nationen zeigt, stellt ein grandioses Beispiel dar, wie man mit Tanz,

**Den Weg von
Ländern in
Richtung
Moderne und
Demokratie
nicht aktiv mit
Kunst- und Kul-
turaustausch zu
begleiten, wäre
ein großer
Fehler.**

mit Kunst, mit Musik junge Menschen erreichen und sie in einer Weise ansprechen kann, die ihnen die Sinne öffnet und sie zukunftsfähiger macht.

Adolf Muschg: Heute wird Zukunftsfähigkeit doch vornehmlich aus dem extrapoliert, was wir als Sachzwang des Marktes bezeichnen. Es dominieren ökonomische Parameter: Wir müssen so und so viel an Wachstum erreichen, um diese oder jene Ziele zu erreichen. Aber niemandem kommt in den Sinn zu sagen: „Um Zukunftsfähigkeit zu erreichen, müssen wir gar *nicht* rennen“.

Dieter Kramer: UN-Generalsekretär Kofi Annan hat in einem aufrüttelnden Manifest dargelegt, dass den armen Menschen zumindest die Hoffnung auf Gerechtigkeit gegeben werden muss, auch wenn Hunger und Not nicht über Nacht abgeschafft werden können. Wir brauchen diese Hoffnungsperspektive.

Adolf Muschg: Ist weiß nicht mit Sicherheit, was Entwicklung ist. Die ‚Entwicklungsspezialisten der Zukunft‘ unterscheiden sich von fast allen Nicht-Fachleuten dadurch, dass sie es auch nicht so genau wissen. Die Annahme, dass Gerechtigkeit in Afrika zu verteilen ist und dass *wir* jene sind, die diese Gerechtigkeit zu verteilen haben, wird durch unsere Praxis tagtäglich vehement widerlegt. Die Umverteilung der Güter zu Lasten der Länder des Südens schreitet ungebremst fort, und wenn wir die Hungerbilanz der Welt ansehen, ist sie wahrscheinlich nicht besser als um 1800. Jene Modelle von Entwicklung, die wir derzeit etwa den Chinesen gut verkaufen – mit dem fulminanten Erfolg, dass diese uns in der

**Die Um-
verteilung der
Güter zu Lasten
der Länder des
Südens schrei-
tet ungebremst
voran.**

fürchterlichen Sportart des Konkurrenz- und Konsumkampfs bald überholen werden – greifen offensichtlich nicht gegen Hunger. Die Fortschreibung der missionarischen Modelle des 19. Jahrhunderts ist wahrscheinlich nicht das Maß aller Dinge für morgen. Oder womöglich darf diese Fortschreibung gar nicht sein, wenn wir - ökologisch gesehen – überleben wollen.

Doch auch das schöne Bild der einfach lebenden Ureinwohner stimmt längst nicht mehr. Die Aborigines in Australien sind heute die alkoholisierte Minderheit, die immer mehr ins Gedränge und unter die Räder gerät. Wenn ich denke, dass genau das, was wir jetzt als Innovation, als Kreativität bezeichnen, dazu geführt hat, dass es jene indigene Kultur nicht mehr geben kann, dann müsste uns ein bisschen gruseln vor dem, was wir anstellen.

Ethnologen beobachten bei indigenen Gemeinschaften und anderen Ursprungsvölkern heute Prozesse der Selbstbewusstwerdung.

Dieter Kramer: Ethnologen beobachten bei indigenen Gemeinschaften und anderen Ursprungsbevölkerungen heute Prozesse der Selbstbewusstwerdung. Von ihnen gehen Impulse aus, die keine bloße Fortsetzung des Entwicklungsweges der europäisch-atlantischen Industriegesellschaften darstellen, sondern eigenständige Entwicklungswege aufzeigen. Bedenken Sie, dass ausgerechnet in den USA in etwa 30 oder 40 Jahren die Mehrheit der Bevölkerung entweder Indianer oder Latinos sind, was die statistische Entwicklung der Bevölkerung betrifft. Damit sind auch Veränderungen der kulturellen Wertsetzungen verbunden.

Adolf Muschg: An einem kleinen Beispiel möchte ich jene Entwicklung, die wir Fortschritt nennen, illustrieren. Vor etwa 20 Jahren hatte ich mir einen Kinderwunsch erfüllt,

indem ich den größten Strom von Neuguinea mit einem Schiff befuhr – von dessen Oberlauf bis ans Meer hinunter. In den Dörfern am Oberlauf, die wir angefahren sind, gab es damals noch kaum Transistorradios – heute werden die Menschen dort alle auch Fernsehen haben. Die Dorfbewohner lebten mit ihren Götterbildern und Ahnenhütten. Man durfte sie besuchen, aber man wusste, die Leute waren scheu und die Kommunikation war schwierig. Es gab auch keine Fremdenführer, die einem zeigten, was die religiösen Rituale bedeuteten. Im Grunde war man nicht willkommen. Gerne hätte ich mir so ein Ahnenbild als Souvenir mitgenommen. In den Dörfern am Mittelteil des Stromes waren die Ahnenbilder bereits käuflich. Nur musste man sie dort noch ‚entsegnen‘, d. h. vom Fluch befreien, damit mir das, was ich kaufe, zu Hause nicht schadet, die Kinder umbringt oder die Milch der Kuh verdirbt. Im unteren Flussabschnitt wurde schließlich mit den Ahnenbildern bereits großer Souvenirhandel betrieben – Ahnenkult als Geschäft. Dieses Beispiel ist für mich ein Modell der Entwicklung der Menschheit in den letzten 3000 bis 4000 Jahren, sozusagen im Zeitraffer einer Stromfahrt erlebt.

**Ich habe gelernt,
dass Künste
Ware und ideelle
Lebensgrundlage
zugleich sind.**

Dieter Kramer: Ich glaube, dass auch bei uns der Markt nicht alles ist. In vielen Dingen gehen wir nicht der Gier- oder Abzockgesellschaft nach. Hier kommt den Bild- und Symbolwelten der Künste eine wichtige Rolle zu. Ich habe gelernt, dass Künste Ware und ideelle Lebensgrundlage zugleich sind. Es gibt Kräfte, die alle Produkte der Kultur als Ware betrachten und sie völlig frei dem System der WTO unterwerfen wollen. Die UNESCO-Konvention zum Schutz der kulturellen Vielfalt ermöglicht aber ande-

rerseits, dass Staaten eine eigene, nicht den Marktgesetzen unterworfenen Kulturpolitik betreiben können. Kunst- und Kulturprodukte sind zwar durchaus marktfähige Produkte – auch Qualität kann sich am Markt unter Umständen behaupten –, aber sie sind auch ideelle Lebensgrundlage, und beides rivalisiert miteinander. Vorsicht ist immer dort geboten, wo versucht wird, die Kunst zu instrumentalisieren. Zu DDR-Zeiten gab es den Slogan „Künstler, was tust du für den Frieden?“ – heute erweckt es den Eindruck, als würde man fragen „Künstler, was tust du gegen die Jugendarbeitslosigkeit?“ oder „Was tust du für nachhaltige Entwicklung?“ Das ist Unfug. Künste lassen sich nicht in Dienst nehmen, sondern müssen frei und provozierend arbeiten können.

Vorsicht ist immer dort geboten, wo versucht wird, die Kunst zu instrumentalisieren.

Brita Steinwendtner: Dieses wunderbare Bild der Muße, das Adolf Muschg gezeichnet hat, ist, so glaube ich, ein klein wenig realitätsfremd. Ein junger Mensch, der keine Arbeit hat, kann sich nicht der Muße hingeben, denn er muss zuerst einmal arbeiten und Geld verdienen, damit er in der Folge Muße genießen kann. Ohne Arbeit hat er kein Selbstwertgefühl, er befindet sich im Keller der Gesellschaft und da entsteht keine Muße. Ein weiterer Aspekt betrifft die Frage: „Wie entsteht Kunst?“ Kunst entsteht nicht wegen der Idee der Nachhaltigkeit. Kunst entsteht, weil sie gemacht werden muss. Ingeborg Bachmann – sie wäre gerade 80 Jahre alt geworden – spricht von dem Rad, auf das man gebunden ist, von dem Zwang, von dem Gefoltert-Werden, aus dem Kunst hervorgeht. Und ich glaube, wenn man den Roman „Parzival“ von *Adolf Muschg* liest, kann man sich vorstellen, wie gerädert jemand sein muss, wenn er so einen Roman schreibt.

**Sich der Muße
hingeben zu
können, setzt
natürlich soziale
Absicherung
voraus.**

Dieter Kramer: Sich der Muße hingeben zu können, setzt natürlich etwas voraus – soziale Absicherung, Zugang zu kulturellen Milieus usw. Für den Jugendlichen bedarf es, verkürzt gesagt, eines lebendigen und anregenden kulturellen Milieus, in dem er überhaupt in die Lage versetzt wird, nach freiem Willen zu wählen, was für seine innere Entwicklung notwendig ist. Er muss auch ein Gefühl dafür haben, was es alles gibt. Ob er dann Ethno-Pop oder Rock macht, das darf und muss er selbst entscheiden können. Arbeit, Tätigsein würde ich nicht nur als notwendiges Übel oder gar bewusstloses Tun sehen. Was unser europäisches Denken der Antike hinzugefügt hat, ist – so könnte man vielleicht sagen – Arbeit bzw. tätige Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt zu würdigen als etwas, das ihn zum Menschen macht. Von der Menschwerdung des Affen durch Arbeit zu sprechen, war vielleicht eine etwas überpointierte Formulierung, aber wir wissen von der Neurologie, dass das tätige Abarbeiten an unserer Umwelt ein wesentlicher Bestandteil der Persönlichkeitsbildung ist.

Adolf Muschg: Ich komme noch einmal auf die Athenische Polis zu sprechen. Der Historiker Jakob Burckhardt hat diese unter dem Aspekt der drei Potenzen – Staat, Religion und Kultur – beschrieben. Das System der drei Bereiche müsse sich im Gleichgewicht befinden. Die Wirtschaft ist bei Burckhardt der Kultur zugeordnet, da er sie niemals als eigene Größe gelten lassen hätte. Dieses Bild einer Gesellschaft schließt aus, was Brita Steinwendtner fürchtet: dass man Muße nicht für Arbeit hält. Sie ist die eigentliche Produktivität, sie lebt für die Agora, auf der ihr eigenes Bild, ihre Zukunft, ihre Gegenwart, ihre politischen

Verhältnisse diskutiert werden. Athen war ja die erste Demokratie mit der bekannten Einschränkung der Geschichte, der Sklavenehaltung.

Diese Haltung ergibt ein völlig anderes kulturelles Leitbild: Natürlich müssen Lasten getragen, Schiffe ausgerüstet werden usw. Aber leben tut man für die Agora, für die Diskussion des gemeinsamen Schicksals, der Polis, der „res publica“. Natürlich wurden die Denker damals unterhalten von Leuten, die mehr Geld hatten als sie. Man nahm ihnen sozusagen ihre Notdurft ab, weil man wusste, dass ihre Produktivität auf einem anderen Gebiet lag.

Was im alten Athen Sklavengesellschaft war, das – wie gesagt – könnte uns längst abgenommen sein durch den technischen Fortschritt der Zivilisation. Aber wir produzieren so, als wären wir eigentlich dazu verdammt, uns selbst wie Roboter zu benehmen. Der Roboter ist eher das Modell des arbeitenden Menschen, als umgekehrt: Dieser Sachzwang in unseren Köpfen, dass Arbeit eigentlich nur etwas ist, das Zählbares bringt – der Computer erkennt nur quantifizierbaren Profit – ist eine barbarische Vorstellung, die schon Schiller als solche bezeichnet hat.

Dieter Kramer: Kultur als Ware und ideelle Lebensgrundlage sind als ein gesellschaftlicher Prozess zu sehen, als etwas, das weder im freien Raum der Kunst noch im freien Raum des Marktes passiert. Als in komplexen Gesellschaften organisierte Lebewesen müssen wir uns über die Zusammenhänge beider Sphären Gedanken machen. Das eine lebt nicht ohne das andere. Aber das kulturelle System einer Gesellschaft soll das Übergeordnete sein, in welches das wirtschaftliche System eingebettet ist. Wir wissen, dass dieses Denken völlig umgekehrt wurde – die

**Kultur als Ware
und ideelle
Lebensgrundlage
sind ein gesellschaftlicher
Prozess, der
weder im freien
Raum der Kunst
noch im freien
Raum des
Marktes passiert.**

**...dass es Zeiten
gibt, die besser
angewendet sind
als andere, ob-
wohl sie sich
nicht lohnen oder
nicht Zins abwer-
fen müssen.**

Wertvorstellungen des wirtschaftlichen Systems gelten heute überall, z.B. auch an den Universitäten, in der Bildung.

Kurt-Jürgen Maaß: Ernesto Grassi definiert in seinem 1957 erschienenen Buch „Kunst und Ästhetik“ das Wesen der Kunst wie folgt: „In der Fülle der Möglichkeiten eine gestaltende Wahl treffen oder die Realität aus dem Zustand des Nicht-Seins in den des Sein führen.“ Das wäre, so denke ich, ein bedenkenswerter Anknüpfungspunkt.

Gisela Schulmeister: Wir haben so viele zeit-, raum- und energiesparende Vehikel zu Hause, die uns ermöglichen, uns Fragen der Kultur, der Philosophie, der Zukunft zu stellen. Warum geschieht dies so wenig? Ganz wichtig erscheint mir in diesem Zusammenhang die Frage nach der Zeit. Womit verbringen wir unsere Zeit? Was ist Zeit?

Adolf Muschg: Augustinus hat einmal gesagt, „Immer wenn man mich nicht fragt, weiß ich es, und wenn man mich fragt, weiß ich es nicht.“ Das scheint mir eine hochintelligente Antwort zu sein. Es geht mir ganz ähnlich mit Begriffen wie Kultur, Vaterland, Heimat oder eben Zeit. Aber dass die Uhrzeit nicht die einzige Zeit ist, in der wir leben, so wenig wie die Traumzeit der Aborigines die einzige ist, dass wir auch eine Zeitenvielfalt kennen dürfen und dass es Zeiten gibt, die besser angewendet sind als andere, obwohl sie sich nicht lohnen oder nicht Zins abwerfen müssen, versteht sich von selbst. Die große religiöse Antwort auf das Zeitproblem war, dass der Mensch nicht über die Zeit verfügt. Zeit sei in Gottes Hand und es schicke sich nicht, daraus Gewinn zu ziehen, woraus sich etwa das

Zinsverbot ableitete. Dass Zeit beschränkt und vergänglich ist und dass wir selbst über unsere Zeit verfügen sollen, nicht diese über uns, erscheint mir freilich ohne jede physikalische Theorie der Zeit als Fundament des Lebens.

Cyriak Schwaighofer: Ich denke, das, was Adolf Muschg über die Muße sagt, ist nichts in weiter Ferne Liegendes, sondern trifft eine Diskussion auf den Punkt, die ganz aktuell geführt wird, nämlich als Diskussion über das so genannte bedingungslose Grundeinkommen. Dieses ist in der katholischen Soziallehre zu finden, es wird von der sozial- und globalisierungskritischen Bewegung Attac vorangetrieben, ja, es wird in Deutschland seit einiger Zeit auch von Unternehmern wie Götz Werner propagiert. Bei diesem Grundeinkommen geht es genau darum, selbstbestimmt tätig werden zu können, ein Leben führen zu können, in dem Muße nicht Nichtstun heißt, sondern das tun zu können, was einem wichtig ist.

N. N.: Natürlich ist Kultur wichtig, aber die zentralen Zukunftsfragen werden technologischer und politischer Art sein, für die wir noch keine Lösungen haben. 2050 wird die Weltbevölkerung 10 Milliarden Menschen betragen. Am Podium wurde viel über ein gutes Leben gesprochen. Ich möchte, dass 10 Milliarden Menschen so gut leben können wie ich. Die Freiheit der Lebensgestaltung mit einer Weltbevölkerung von 10 Milliarden Menschen ist daher aus meiner Sicht die entscheidende Frage.

Dieter Kramer: Zukunft als kulturelles Programm ist keine technische Frage, nicht die Frage von gentechnischer Vermehrung von Lebensmitteln usw., sondern die Frage, wie

...dass wir selbst über unsere Zeit verfügen sollen, nicht diese über uns, erscheint mir als Fundament des Lebens.

Zukunft als kulturelles Programm ist die Frage, wie wir mit den Ressourcen, mit den Chancen, die wir haben, umgehen.

wir mit den Ressourcen, mit den Chancen, die wir haben, umgehen. Wir haben hier in der europäisch-atlantischen Wohlstandsgesellschaft, einer technologisch hoch entwickelten Gesellschaft, außerordentliche Chancen, die bisher keine Gemeinschaft vor uns hatte. Aber wie wir mit diesen Chancen umgehen, ob wir daraus die mörderischsten und terroristischsten Vernichtungsmittel entwickeln oder ob wir sie dafür nutzen, die Lebensmöglichkeiten der Menschen in dem Sinne zu erweitern, dass sie im Rahmen ihrer kulturellen Standards ein gutes und richtiges Leben führen können, bleibt offen. Es geht nicht darum, wie der Slogan der Politik lautet, dass es *allen immer besser* gehen soll, sondern dass alle ein menschenwürdiges Leben führen können. Das setzt voraus, *Elend* zu beseitigen, das setzt nicht voraus, *Armut* zu beseitigen. Denn Armut ist nicht Elend. Armut und Reichtum werden kulturell definiert, Elend ist etwas, was auch dem Reichsten widerfahren kann, wenn er krank und ohne Freunde ist. Selbst gewählte Armut oder Armut, die zum kulturellen Standard gehört, hingegen bedeutet das, was etwa Mahatma Gandhi mit dem bereits zitierten Ausspruch gemeint hat, dass es genug auf dieser Erde gibt, um alle menschlichen Bedürfnisse zu erfüllen, aber nicht genug für die Gier eines einzigen Menschen.

Adolf Muschg: Ich weiß, dass die Marktgesetze der Güterverteilung die garantierte Ernährung dieser 10 Milliarden Menschen nicht gewährleisten können. Wir haben – wie mein Freund *Jean Ziegler* [UN-Sonderbeauftragter für das Recht auf Nahrung] berufsmäßig feststellt – unendlich viel mehr Hunger als nötig. Es ist nicht gelungen, auf Grund der Gesetze, die dem Markt eingeboren sind, jene

Grundvoraussetzung der Gerechtigkeit zu schaffen, die darin besteht, dass jeder wenigstens genug zu essen hat. Und ich glaube, dass auch da wahrscheinlich die Lösung nicht in einem systemischen Zauber steckt, sondern darin, dass wir uns überlegen – und viel ernsthafter als bisher –, wie das Leben und Überleben in den bisher bekannten Gesellschaften der Geschichte funktioniert und ausgesehen hat.

Man muss vieles an unserer Welt neu denken, aber mindestens ebenso bedeutend erscheint mir, die optische Täuschung durch den Fortschrittsbegriffs, der wir immer noch unterliegen, zu hinterfragen. Wir sind nicht in jeder Hinsicht weiter als unsere Vorfahren. Wir können heute nicht nur weniger gut schreiben, etwa Briefe, als die Menschen um 1800, soweit sie alphabetisiert waren, wir haben trotz großer medizinischer Erkenntnisse auch Gesundheitswissen verloren. Ich befürchte, dass der Fortschritt eine größere Chimäre ist als wir uns eingestehen wollen, wenn wir ihn unter dem Gesichtspunkt der Lebenskunst der an ihm Beteiligten betrachten.

Zugleich ist ein gewisses Maß an Misstrauen gegen die Idealisierung des einfachen Lebens am Land in der schönen Bescheidenheit der Urproduktion nötig. Diese romantischen Bilder waren nicht selten auch Teil der Nazi-propaganda.

Wir können in unserer eigenen Geschichte nach Modellen für ein anderes „gutes Leben“ suchen. Ein gewaltiger Fundus an Informationen gibt uns die Chance dazu. Nur müssen wir wieder lernen, aus dieser Fülle an Informationen auszuwählen. Das Internet ist wunderbar, doch der Anspruch, dass die darin verfügbaren Informationen gleich gültig sind, macht sie uns auch gleichgültig.

Ich befürchte, dass der Fortschritt eine größere Chimäre ist als wir uns eingestehen wollen, wenn wir ihn unter dem Gesichtspunkt der Lebenskunst der an ihm Beteiligten betrachten.

Wenn es uns nicht gelingt, die Kultur ganz bewusst in den Prozess der Friedenssicherung einzusetzen, dann versäumen wir entscheidende Chancen.

Ich wünsche mir eine anthropologische Vielfalt in der Betrachtung von uns selbst und zugleich das Denken des Udenkbaren. Vielleicht ist es so, dass wir nicht auf Überleben programmiert sind? Der *homo sapiens* benimmt sich in der gewaltigen Differenz zwischen seiner emotionalen Ausstattung und der Konstruktionsfähigkeit seines Großhirns eigentlich sehr wenig wie ein vernünftiges Tier. Er lernt aus seinen eigenen Erfahrungen so gut wie nichts und ist doch das einzige Tier, das Erfahrungen akkumulieren und veränderte Erfahrungen weitergeben kann.

Kurt-Jürgen Maaß: Wir müssen gar nicht ins Jahr 2050 gehen, sondern können bereits heute sehen, wie sich Gesellschaften interkulturell verändern. Ich komme aus einer Stadt – Stuttgart, in der 40 Prozent der BewohnerInnen einen Migrationshintergrund haben. 25 Prozent besitzen keinen deutschen Pass, weitere 15 Prozent hatten einmal einen ausländischen und jetzt einen deutschen Pass. Diese Menschen kommen aus 170 verschiedenen Nationen. Wenn es uns nicht gelingt, in den Kommunen, in den Städten, einen Weg zu finden, friedlich miteinander auszukommen und uns über unsere gegenseitigen Kulturen auszutauschen, gemeinsam vielleicht auch etwas Neues zu kreieren und die Kultur ganz bewusst in diesen Prozess der Friedenssicherung einzusetzen, dann versäumen wir entscheidende Chancen.

Dieter Kramer: In der Konvention zum Schutz des immateriellen Erbes im Kontext der UNESCO-Bestrebungen für das Weltkulturerbe wurde zum ersten Mal versucht, im Einklang mit der Menschenrechtskonvention der Vereinten Nationen so etwas wie ein gemeinsames Welterbe zu

entwickeln und zu propagieren. Erbe und Überlieferung werden dabei daran gemessen, ob und wie weit sie zu einem Bestandteil der Wahrnehmung gemeinsamer Verantwortung für die Zukunft oder für das Leben auf dieser Erde werden können. Das hat nichts zu tun mit Appellen an Moral und Ethik, sondern geschieht auf konkreten Ebenen der Politik. In diesem Sinne halte ich es mit einem in Kofi Annans Manifest „Brücken in die Zukunft“ zitierten Spruch des islamischen Mystikers Rumi: „Draußen hinter den Ideen von rechtem und falschem Tun liegt ein Acker. Wir treffen uns dort.“

Adolf Muschg: Zum Weltkulturerbe, das ich uns wünsche, gehört auch die Fähigkeit, einen Grashalm oder ein Bambusblatt in gleicher Weise zu betrachten wie etwa die kambodschanischen Ruinen von Angkor Wat. Ich sage das jetzt in einer gewissen provokativen Hommage an Peter Handke, der ja lange in Salzburg gelebt hat und der für mich als Schriftsteller sehr viel zur *Ökologisierung der Wahrnehmung* beiträgt. Man muss Handkes Wahrnehmung nicht in jeder Hinsicht trauen oder übernehmen, aber dass er einen überhaupt lehrt als Leser, was Kultur bedeutet, wenn es um den Alltag geht – die gewöhnlichen Dinge, den Gebrauch der eigenen Zeit, das Setzen von Prioritäten, das Bestehen auf Eigensinn, dass ein Spaziergang in Serbien ihn umstimmen bzw. daran erinnern kann, dass die Leute, die diesen Landstrich bewohnen, nicht schlechter, nicht besser, nicht elender sind als viele andere, aber dass sie wahrgenommen werden müssen, und dass die Kriminalisierung, in der sie sich befinden, keine kulturelle Perspektive darstellt, weder für den, der wahrgenommen wird, noch für den, der wahrnimmt, das soll uns zu

Zum Weltkulturerbe, das ich uns wünsche, gehört auch die Fähigkeit, einen Grashalm oder ein Bambusblatt in gleicher Weise zu betrachten wie etwa die Ruinen von Angkor Wat.

denken geben. In dieser Hinsicht ist für mich die Ökologie des Geistes, die Nachhaltigkeit, bei jenen gut aufgehoben, die diese an Erfahrungen an der Einzelheit festmachen. Dort oder nirgends zeigt sich Kultur. So schließe ich mit dem für mich größten Satz von Goethe: „Was ist das Allgemeinste? Der einzelne Fall.“

Anhang

Kultur und Nachhaltigkeit

Zur Genese einer Fragestellung

Zusammengestellt von Werner Riemer

1970er und frühe 1980er-Jahre: Europarat-Beratungen zum Schutz der Umwelt und zur Entwicklung sozialer und kultureller Strukturen zur Verbesserung der humanen Lebensverhältnisse. Erklärung von Arc et Senans 1972: Für „*die Bewältigung der Zukunftsaufgaben spielen kulturpolitische Strategien eine entscheidende Rolle*“.

[http://www.coe.int/T/E/Cultural_Cooperation/Culture/Resources/Reference_texts/CDCC\(80\)7-E_AeS.pdf?L=EN](http://www.coe.int/T/E/Cultural_Cooperation/Culture/Resources/Reference_texts/CDCC(80)7-E_AeS.pdf?L=EN)



1974: Hermann Glaser, über viele Jahre der Kulturdezernent Nürnbergs, plädiert gemeinsam mit Karl Heinz Stahl für die „Widergewinnung des Ästhetischen“ als Perspektive einer „neuen Soziokultur“. Gefordert werden u. a. die „*wirtliche Stadt*“ (nachökonomisch, wo Arbeit, Freiheit und Wohnen integrierte Bereiche darstellen) und ein „*ästhetischer Staat*“ - nach Schiller - der „*in ästhetischer Ordnung Subjekt und Objekt harmonisch miteinander vereint*“. *Hermann Glaser; Karl Heinz Stahl: Die Wiedergewinnung des Ästhetischen. Perspektiven und Modelle einer neuen Soziokultur. München: Juventa-Verlag, 1974.*

1985: *Beaulieu Gruppe, Manifest für eine Ethik der Zukunft*
Die Industriegesellschaften haben sich vorwiegend auf den materiellen Fortschritt konzentriert. Wenn es nicht zu einem Aufbruch von innen kommt, ist eine soziale Erneuerung nicht möglich. Das Manifest formuliert Schwerpunkte für eine ökospirituelle Kultur und Alltagspraxis. Publiziert in Fischer alternativ, 1993.

Sept. 1987: 3. Buchberger Kunstgespräch „Kunst und Ökologie“ in Schloss Buchberg am Kamp, u.a.: Rupert Riedl: Bildende Kunst. Ökologiebewegung und menschliche Universalien; Bernd Löttsch: Biologie der Schönheit; Doris Pollet-Kammerlander: Kulturelle Ökologie – ökologische Kultur; Erhard Busek: Ist Kunstverständnis naturabhängig? Dokumentiert in Heft 93 (1988) der Zeitschrift „Kunstforum“.

Sept. 1991, Salzburg: *Symposion der Robert-Jungk-Stiftung* „Für eine Mozartische Zukunft – die Wiedergeburt der Zivilisation aus der Schönheit.“ Ziel der Veranstaltung war es vor allem, *„den von technischem und materiellem Konsumdenken bestimmten Zukunftsentwürfen die Möglichkeit einer anderen Zivilisation gegenüber zu stellen, die jenseits aller rationalen, technischen und ökonomischen Sachzwänge primär an ästhetischen und kulturellen Themen orientiert wäre. Der spielende, der gestaltende, der schöpferische Mensch, dessen Sinne empfänglich sind, dessen Geist sich weitet und dessen Phantasie neue Wirklichkeiten entdeckt, könnte für das neue Jahrtausend Vorbild werden.“* (Robert Jungk / Oskar Schatz im Programmheft des Symposions) Vgl. auch: „Für eine Mozartische Zukunft“. Robert Jungk im Gespräch mit Gérard Mortier. In: Almanach der Salzburger Festspiele 1992. Salzburg: Residenz 1992. S. 3-11

1992, Rio de Janeiro: Weltgipfel Umwelt und Entwicklung: Agenda 21, Aktionsprogramm für das 21. Jahrhundert zur Nachhaltigen Entwicklung „...*die Kreativität, die Ideale und der Mut der jungen Menschen auf der ganzen Welt müssen mobilisiert werden.*“, aber doch Konzentration auf „Drei-Säulen-Modell“ Ökonomie, Ökologie und Soziales <http://www.oneworldweb.de/agenda21/welcome.html>

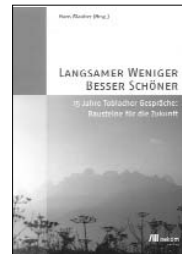
Mai 1994, Aalborg: Europäische Konferenz über zukunftsbeständige Städte und Gemeinden: *Charta von Aalborg*. „Lokale Agenda 21“, ebenfalls Konzentration auf „Drei-Säulen-Modell“ Ökonomie, Ökologie und Soziales
<http://www.iclei.org/europe/AC-GERM.HTM>

90er-Jahre, Toblach: *Toblacher Gespräche / Toblacher Thesen* versuchen, die Umwelt- und später Nachhaltigkeitsdebatte zu einem Diskurs über Ästhetik, Werte, Kultur und Lebensstile zu erweitern. „Anzustreben ist eine Zivilisation, in der die Wiederentdeckung und Pflege der Schätze an religiöser, kultureller, ethischer und ästhetischer Überlieferung ebenso wichtig ist wie die Erhaltung der Wälder, der Tier- und Pflanzenarten, der Gewässer und Böden. Eine faszinierende Aufgabe steht vor uns: eine Gesellschaft aufzubauen, die mit „langsamer, weniger, besser, schöner“ neue Werte findet, die Spirale der permanenten Nichtsättigung bricht, die illusorischen Wachstumsträume aufgibt und sich verantwortungsvoll dem gutem Leben verpflichtet.“

zB 1998: Schönheit zukunftsfähig leben. „Schönheit gehört zu den Grundbedürfnissen des Menschen... Die Konfrontation mit dem Unschönen motivierte viele zum ökologischen Handeln, Schönheit ist eine zentrale Dimension der Nachhaltigkeit, ein unverzichtbarer und zu wenig beachteter Aspekt von Zukunftsfähigkeit.“

Dokumentation siehe Hans Glauber (Hrsg.): *Langsamer, weniger, besser, schöner. 15 Jahre Toblacher Gespräche: Bausteine für die Zukunft.* München: ökom, 2006. Ökoinstitut Südtirol, Talferg. 2, I-39100 Bozen. Tel. (+39-0471)97 19 06

Ab 1995, Salzburg: Start der Robert-Jungk-Memorial-Lectures mit Ernst U. v. Weizsäcker zum Thema „Faktor



vier - Begrenzung des Ressourcenverbrauchs“. Die Vortragenden der Folgejahre wie Dorothee Sölle, Thea Bauriedl oder Marianne Gronemeyer thematisieren insbesondere soziale und kulturelle Aspekte der Nachhaltigkeit. Diese sowie weitere Vorträge der Reihe „Zukunft in Diskussion“ sind publiziert in: Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen (Hrsg.): Nachhaltig – aber wie? Wege zur Zukunftsfähigkeit. Salzburg: JBZ-Verlag, 2001.



23. - 25. Mai 1996, Salzburg: „European Art Forum“ des Landes Salzburg unter dem Vorsitz von Gérard Mortier, Intendant der Salzburger Festspiele, und unter der Patronanz von Jacques Santer, Präsident der Europäischen Kommission, und Thomas Klestil, Bundespräsident der Republik Österreich. Die Ergebnisse des Symposiums mit Edward W. Said, Klaus von Dohnanyi, Collete Flesch, Peter Sellars u. v. a. sind dokumentiert in „Kultur und Identität in Europa“, Schriftenreihe des Landespressebüros, Salzburg Dokumentationen Nr. 11.

April 1998, Stockholm: UNESCO-Konferenz zu Kultur und Entwicklung, Aktionsplan „The Power of Culture“ Nachhaltige Entwicklung ist Grundlage für den Erhalt und die Förderung kultureller Vielfalt.

Prinzip: *„Nachhaltige Entwicklung und kulturelle Entfaltung sind wechselseitig von einander abhängig.“* *„Eines der Hauptziele menschlicher Entwicklung ist die soziale und kulturelle Selbstentfaltung des Individuums... Kulturelle Kreativität ist die Quelle menschlichen Fortschritts, und kulturelle Vielfalt ist als naturgebener Schatz der Menschheit eine substanzielle Voraussetzung jeder Entwicklung“.* http://portal.unesco.org/culture/en/ev.php@URL_ID=18717&URL_DO=DO_TOPIC&URL_SECTION=201.html

April 2001, Deutschland: Errichtung eines „Rates für nachhaltige Entwicklung“ (RNE), der der kulturellen Dimension der Nachhaltigkeit eine wichtige Rolle zuschreibt. Vorsitz: Volker Hauff, www.nachhaltigkeitsrat.de.
 Sept. 2003 Publikation der Vorträge 2001 – 2003 in Nachhaltigkeit und Gesellschaft. Positionen, Impulse, Interventionen 2001 – 2003, 204 S.

20. – 22. April 2001, Tutzing: Tagung „Ästhetik der Nachhaltigkeit“ mit *Tutzingener Manifest*. Appell an „Weltgipfel für nachhaltige Entwicklung Johannesburg 2002“:
“Das Konzept ‘Nachhaltige Entwicklung’ ...muss in der Weise... weiter entwickelt werden, dass es gleichberechtigt mit Ökonomie, Ökologie und Sozialem auch Kultur als quer liegende Dimension erfasst.... Wenn Nachhaltigkeit attraktiv sein und faszinieren soll, wenn sie die Sinne ansprechen und Sinn vermitteln soll, dann wird die Kategorie Schönheit zum elementaren Baustoff einer Zukunft mit Zukunft.... Die Weiterentwicklung der Agenda 21 sollte sich strukturell den Entwicklungspotenzialen von Kultur und Ästhetik öffnen...“ <http://www.kupo.de/ijfk/tutzingener-manifest/index.html>

2001 ff.: Projekt der Kulturpolitischen Gesellschaft „Bedeutung von Kultur für das Leitbild Nachhaltige Entwicklung“, dokumentiert in Heft 97 der „Kulturpolitischen Mitteilungen“ (Juni 2002) und dem Buch Hildegard Kurt / Bernd Wagner (Hg): Kunst – Kultur – Nachhaltigkeit. KuPoGe Essen: Klartext Sept. 2002.

<http://www.kupo.de>



Dezember 2001, Berlin: Workshop von RNE und KuPoGe: empfiehlt der deutschen Bundesregierung, in das Leitbild der Nationalen Nachhaltigkeitsstrategie ein

Kapitel „Kultur der Nachhaltigkeit entwickeln“ aufzunehmen und ein Ausstellungsprojekt durchzuführen.

<http://www.nachhaltigkeitsrat.de>

10./11. Jän. 2002, Berlin: Tagung der KuPoGe „Kunst – Kultur – Nachhaltigkeit“

Künstlerisches Gestaltungswissen soll viel mehr als bisher von Anfang an in die Konzipierung gesellschaftsreformativer Projekte und Strategien einbezogen werden. Bericht in „Kulturpolitische Mitteilungen“ 96, 1/2002

13. Mai 2002, Berlin: RNE-Kongress „Nachhaltigkeit – der nächste Schritt“. BK Gerhard Schröder stellt die im April 2002 beschlossene Nachhaltigkeitsstrategie der deutschen Bundesregierung vor; auf 1,5 von 230 Seiten „Kultur der Nachhaltigkeit entwickeln“: *„Nachhaltige Entwicklung hat sehr viel mit der Vision davon zu tun, wie wir in Zukunft leben wollen. In diesem Sinn ist sie eine Gestaltungsaufgabe, die auf der Grundlage von Werten, gesellschaftlichen Leitbildern und insgesamt unserer kulturellen Tradition die kreativen Potenziale unserer Gesellschaft herausfordert...“* www.dialog-nachhaltigkeit.de

Juni 2002 bis April 2004: Projekt „Eventkultur und Nachhaltigkeit“, durchgeführt vom Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung. <http://www.eventkultur.net>

26.8. – 4.9. 2002, Johannesburg: UN Gipfel für nachhaltige Entwicklung: Johannesburg Declaration on Sustainable Development. www.worldsummit2002.de
Nach der eher enttäuschenden Bilanz, was von der

„Agenda 21“ von Rio de Janeiro 1992 realisiert wurde, konzentrierte sich Johannesburg eher auf die konkrete Umsetzung. Zwar wurden (außer einer begrüßenswerten Zielvereinbarung im Wasserbereich und der Verankerung der ökologischen und sozialen Verantwortung von Unternehmen) keine neuen Verträge geschlossen, aber doch etliche Partnerschaften eingegangen. Fundamentale Meinungsunterschiede zwischen den USA und Europa einerseits, zwischen Nord und Süd andererseits blockierten sowohl die Konferenz als auch den Fortschritt nachhaltiger Entwicklung allgemein. Kein Input der UNESCO zur Konferenz!

6. Nov. 2002, Berlin: Workshop „Kommunikation und Umsetzung der Nachhaltigkeitsstrategie“ von BUND, NABU und DNR. <http://www.bund.net/>

7. Nov. 2002, Wien: Podiumsdiskussion der Österreichischen Gesellschaft für Kulturpolitik: Kultur und Nachhaltigkeit. <http://www.kulturpolitik.spoe.at>

Nov. 2002: Thesen des Alpenforums zum Schwerpunktthema der Alpenkonvention „Bevölkerung und Kultur“. http://www.alpenforum.org/i_bevoelkerung.html

8. Sept. 2003: Akteurskonferenz von RNE und KuPoGe; „Suchraum Nachhaltigkeit“, zwiespältige Bilanz über ein Jahr deutsche nationale Nachhaltigkeitsstrategie: der Begriff Nachhaltigkeit dient als „semantischer Goldstaub“, es gibt zwar viele Ansätze, aber insgesamt nur bescheidenen Fortschritt, offenbar insgesamt gesunkener Stellenwert des Nachhaltigkeitskonzepts in der gegenwärtigen

Realpolitik. Umsetzungsstrategien stark von Technokratie und Expertentum geprägt, „kulturelles Defizit“. Einzelne Initiativen auf dem Gebiet der Kunst, auch sozialwissenschaftliche Diskussion über Nachhaltigkeit in der Lebenswelt, Lebensstile.

Geplante Schwerpunkte des „Suchraums Nachhaltigkeit“:
Kunst und Nachhaltigkeit / Kulturpolitik für das 21. Jahrhundert / Wege zur Bürgergesellschaft / Nachhaltigkeit und globale Gerechtigkeit / Das gute Leben – Lebenskunst / Bildung für eine nachhaltige Entwicklung.

http://www.nachhaltigkeitsrat.de/aktuell/news/2003/10-12_02/index.html

25./26. Okt. 2003, Berlin: Nachhaltigkeits-Check: Workshop der Umweltverbände BUND, NABU und DNR. *<http://www.bund.net/>*

17. Dez. 2003, München: „Europäische Kulturhauptstädte – Bilanz und Nachhaltigkeit an den Beispielen Graz 2003 und Weimar 1999.“ Expertentagung der Hans-Seidel-Stiftung e.V. in München. Kontakt: Dr. Gisela Schmirber, 0049.89.1258-219, *www.hss.de*

6./7. Feb. 2004, Berlin: Tagung der Stiftung Ökumene mit dem Wuppertal Institut und dem BUND: Basis für eine Kultur der Nachhaltigkeit. Was tragen ethisch motivierte Gruppen und Initiativen zur Nachhaltigkeit in der Gesellschaft bei?

Feb. 2004: Monatsthema „Bildung für Nachhaltigkeit“ auf der Nachhaltigkeitshomepage des Österreichischen Lebensministeriums. *www.nachhaltigkeit.at*

8. Mai 2004, Dortmund: Tagung des Kulturwissenschaftlichen Instituts, Essen: Zukunft durch ästhetische Bildung. www.kwi-nrw.de

18. – 20. Juni 2004, Nürnberg: Bundeskongress der Bundesvereinigung Soziokultureller Zentren: Elements of Future / Was ist der Wert von Soziokultur für die Gesellschaft – was ist der Gesellschaft die Soziokultur wert?“ Der Kongress beleuchtet Soziokultur nicht als Kultursparte im herkömmlichen Sinn, sondern als Prinzip, das gesellschaftliche Entwicklungen positiv beeinflusst.

Juli 2004: Erscheinen der Studie „TV-Medien und Nachhaltigkeit – Ermittlung von Formen, Hindernissen und Potenzialen der Darstellung von Nachhaltigkeitsthemen in ausgewählten deutschen Fernsehprogrammen“ im Auftrag des Rates für Nachhaltige Entwicklung, Adolf Grimme Institut, www.grimme-institut.de sowie www.nachhaltigkeitsrat.de

29.6. 2004, Wien: Nachhaltigkeitsbeschluss der österreichischen Bundesregierung mit einem Verweis auf die kulturellen Aspekte: *„Nachhaltige Entwicklung bedeutet und fordert Veränderungen. Gelingen kann der notwendige Wandel nur, wenn wir ihn als ein gesellschaftliches Gesamtprojekt begreifen – als eine umfassend kulturverändernde, kreative Aufgabe.“*

26. -29. Aug. 2004: „Das neue Bild vom Menschen“. GLOBArt Academy 2004. Kloster Pernegg u.a. mit Künstlern wie Peter Turrini sowie Persönlichkeiten wie Bischof Erwin Kräutler. Focus Kulturelle Nachhaltigkeit und Menschenbild. www.globart.at/academy/2004

19. – 21. Sept. 2004: Barcelona: Symposion des ICLEI (International Council for Local Environmental Initiatives): Greening Events. Local Governments implementing sustainability principles as hosts of international events. Teilnahme der JBZ durch Renate Wurm. Erstellung eines erweiterten Tagungsberichts durch Werner Riemer (Bezug: JBZ).

Aug. 2005: Das Monatsthema der Nachhaltigkeitshomepage des Österreichischen Lebensministeriums ist dem Thema „Kunst und Nachhaltigkeit“ gewidmet. Vorgestellt werden konkrete Projekte und Beispiele.

www.nachhaltigkeit.at/reportagen.php3?id=10

Sept. 2005: Mit der Publikation „Die Kunst der Zukunftsfähigkeit“ zeigt Agenda-Transfer/Bundesweite Servicestelle Lokale Agenda 21 kreative und künstlerische Wege zur Agenda 21 auf. In Zusammenarbeit mit der Kulturwissenschaftlerin Hildegard Kurt hat die Agentur für Nachhaltigkeit zukunftsweisende Beispiele künstlerischen Schaffens – in Deutschland und international – zusammengetragen. Die Projekte-Sammlung ist zudem mit Hintergrundtexten und einem Serviceteil angereichert. Die gut 80 Seiten starke Broschüre gibt den Kommunen, lokalen Agenda-Gruppen, aber auch Kunst- und Kultureinrichtungen inspirierende Anregungen und ermutigt so zu eigenem kreativen Handeln.

Versand: *versand@agenda-transfer.de*

Jänner 2006, Wien: Vom 16. - 17. Jänner findet in der Wiener Hofburg eine große Konferenz zum Thema „Greening Events“ statt. Die im Rahmen der Österreichi-



schen EU-Präsidentschaft ausgerichtete Veranstaltung thematisiert Nachhaltigkeitskriterien für Veranstaltungen in den Bereichen Sport, Kultur sowie Messen. www.greening-events.at.

Feb. 2006, Salzburg: Am 24. Februar 2006 startet die Diskussionsreihe „Sustainable Mozart – Kunst, Kultur und Nachhaltigkeit“ in Salzburg anlässlich des Mozart-Jahres. Die Ergebnisse der Reihe werden in der vorliegenden Publikation dokumentiert.

5. Mai 2006, Salzburg: Workshop in der JBZ gemeinsam mit dem Österreichischen Lebensministerium mit Künstlern und Künstlerinnen zum Thema „Nachhaltigkeit zwischen VerOrtung und Weltbezug“. Vorgestellt werden Beiträge aus Aktionskunst, Bildender Kunst, Literatur, Fotografie und Musik. Ausführliche Porträts der Mitwirkenden s. www.jungk-bibliothek.at.



Juni 2006: Der Verein SOL - Menschen für Solidarität, Ökologie, Lebensstil und die JBZ geben ein Dossier „Kunst der Nachhaltigkeit“ heraus, das u. a. Beiträge des Workshops vom 5. Mai 2006 enthält. Erschienen als „Sustainable Austria“, Nr. 34. 28 S. Red.: Hans Holzinger. Bezug: JBZ. Download unter www.nachhaltig.at.

Nachhaltigkeit als kulturveränderndes Projekt

*Ein Nachwort mit Ausblick von Rita Trattnigg,
Lebensministerium*



„Nachhaltige Entwicklung bedeutet und fordert Veränderungen. Gelingen kann der notwendige Wandel nur, wenn wir ihn als ein gesellschaftliches Gesamtprojekt begreifen – als eine umfassend kulturverändernde, kreative Aufgabe.“ (Österreichische Strategie zur nachhaltigen Entwicklung; www.nachhaltigkeit.at). Diese grundlegende Einsicht ist zugleich Begründung und Ausgangspunkt für eine stärkere Einbeziehung von Kunst/Kultur in die Debatte über eine zukunftsfähige Entwicklung und das dahingehende Engagement des Lebensministeriums. Nachhaltigkeit als kulturveränderndes Projekt zu begreifen, bedeutet vor allem, über eine Veränderung unserer individuellen und kollektiven Denk- und Handlungsmuster sowie Lebensstile nachzudenken, die derzeit nicht sehr nachhaltig sind. Dazu braucht es einen gemeinsamen Such- und Lernprozess, der im Kern die Bewusstseinsbildung trägt. Das Lebensministerium versucht, diese Aspekte im Umsetzungsprozess der österreichischen Nachhaltigkeitsstrategie zu verankern. Die Mitwirkung am Projekt „Sustainable Mozart“ sowie die Ermöglichung eines Workshops mit Künstlern und Künstlerinnen in der Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen sind Beispiele dafür. An dieser Stelle herzlichen Dank an das Projektteam von „Sustainable Mozart“ für die ausgezeichnete Zusammenarbeit, im Besonderen an Walter Spielmann und Hans Holzinger für ihr Engagement.

In der Debatte um die kulturelle Dimension der Nachhaltigkeit geht es auch darum zu erkunden und anzuerkennen, welchen Beitrag Kunst- und Kulturschaffende für eine nachhaltige Entwicklung leisten (können). Ziel ist nicht die Instrumentalisierung, sondern die Suche nach fruchtbaren, möglichen Formen der Zusammenarbeit. Kunst/Kultur waren schon immer jene Bereiche, in denen und durch die ein Aufbrechen und Hinterfragen von alten Denkweisen stattgefunden hat; sie waren somit immer auch einleitend für ein neues Denken, das wir heute in einer Zeit des Wandels für einen Paradigmenwechsel brauchen. Kunst und Kultur eröffnen Räume, in denen die Zukunft gestaltet werden kann. (Kulturelle) Reflexion ist somit essentiell für gesellschaftlichen Wandel in Richtung Zukunftsfähigkeit.

Gesellschaftliche Veränderungen werden zu allererst in der Kunst sichtbar; Kunst und Kultur sind wichtige Impulsgeberinnen für die Veränderung der Gesellschaft. (Robert Jungk)

Wir werden in immer stärkerem Maße von den wirtschaftlichen Kategorien Wettbewerb, Flexibilität, Produktivität und Verwertbarkeit bestimmt. Die Wirtschaft wird zum *Omnivert* (Thomas Haderlapp) hochstilisiert. Die Verwirtschaftlichung des Menschen führt den Menschen immer weiter weg von seinem eigentlichen Menschsein und vom notwendigen *menschlichen Maß* (Leopold Kohr). Kunst und Kultur werden oft als Nebenbereiche gesehen, die im Sinne der genannten Nutzenkategorien „wenig bringen“. Doch ist es nicht vielmehr so, dass gerade Kunst und Kultur, die von Individualität und menschlicher Kreativität geprägt und getragen sind, das letzte Rückzugsgebiet für das genuine Menschsein sind und bleiben werden? Auf diesen Inseln werden wir uns aufladen können für die Herausforderungen, die wir für die gesellschaftliche Veränderung angehen müssen. Verstörung als Mittel der Kunst ist

wichtig, um Veränderung und Nachdenken anzuregen. Und die Belohnung bleibt nicht aus: *Denn Verwirrung ist die Knospe der Erkenntnis. Und Erkenntnis die Knospe des Lernens.* Ungewöhnliche Ansichten und neue Ideen bewirken gesellschaftliche Innovationen, wie wir sie in Zukunft brauchen werden. Suchen wir deshalb die Kooperation mit Kunst/Kultur als Ideenschmiede für die Herausforderungen der Zukunft.

Um auch auf den Namensgeber unserer Veranstaltungsreihe Bezug zu nehmen: Mozart begeistert mit seinem Genie heute mehr denn je die Menschen, hatte aber zu seinen Lebzeiten nicht den (wirtschaftlichen) Erfolg; „Wert“ und Tragweite kulturellen Schaffens werden sehr oft erst spät(er) erkannt. Wo die meisten nur nach Zahlen und Ergebnissen schielen, ist es wichtig, die Perspektive zu wechseln und der Kunst/Kultur jenseits der Messbarkeit einen Stand zu geben. In seiner Profil-Kolumne *Good News* entwirft Helmut Gansterer eine Vision für das Jahr 2156: Er sieht eine Zeit kommen, in der nur noch die Kunst zählt und nur noch die Kunst übrig bleibt als menschliche Betätigung, wenn alles andere von den Maschinen erledigt wird. Eine aus meiner Sicht sehr kühne Vision, wenn es den Menschen dann auch möglich sein wird, ihre Kreativität und Einzigartigkeit zu entdecken.

Machen wir uns auf zum Dialog!

Salzburger Thesen

Kunst, Kultur und Nachhaltigkeit

Die in diesem Band dokumentierte Reihe „Sustainable Mozart“ geht dem Zusammenhang von Kultur, Kunst und Nachhaltigkeit nach. Wenngleich zu diesem Thema bereits eine stattliche Zahl von Veranstaltungen durchgeführt und einige Publikationen vorgelegt wurden (vgl. dazu S. 203 ff.), gibt es doch erst vereinzelt Vorschläge zur möglichen Rolle von Kunst und Kultur im Kontext nachhaltiger Entwicklung. Dazu einen Denkanstoß zu liefern, ist Ziel der folgenden „Salzburger Thesen zu Kunst, Kultur und Nachhaltigkeit“.

Im Kern formulieren sie mögliche Allianzen von Kunst und gesellschaftlichen Optionen, die auf eine zukunftsfähige Entwicklung abzielen. Keineswegs intendieren sie oder plädieren gar für die Vereinnahmung von Kunst. Im Gegenteil: der Versuch einer Instrumentalisierung von Künsten und Kunstschaffenden stellt einen Missbrauch von Kreativität und einen Anschlag auf die Freiheit der Kunst dar und wäre daher kontraproduktiv.

Die „Salzburger Thesen zu Kunst, Kultur und Nachhaltigkeit“ fassen zentrale Aussagen der Reihe „Sustainable Mozart“ zusammen. Sie konzentrieren Statements der Vortragenden und führen sie weiter. Formuliert wurden sie von *Hans Holzinger* und *Walter Spielmann* unter Mitwirkung von *Hans Berginz*, *Inge Brodil*, *Werner Riemer*, *Gunter Sperka* und *Rita Trattnigg*.

These 1

Das „Prinzip Nachhaltigkeit“ zielt darauf ab, unter Beachtung der globalen Interdependenzen den heute Lebenden eine Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu ermöglichen, ohne die Chancen kommender Generationen zu schmälern. Die Konzentration auf die ökologische, ökonomische und soziale Dimension des Handelns reicht jedoch nicht aus, um den Herausforderungen zu Beginn des 21. Jahrhunderts zu begegnen. Die Einbindung der kulturellen Dimension im weitesten Sinn und eine neue alltagskulturelle Praxis sind weitere wesentliche Voraussetzungen für das Gelingen nachhaltiger Entwicklung.

These 2

Das Gelingen von Nachhaltigkeit setzt das Erkennen und die praktische Umsetzung gemeinsamer Verantwortung voraus. Dazu erforderlich ist die weltweite Bereitschaft zur Herstellung einer gerechten Verteilung von elementaren Lebensgütern (wie Wasser, Nahrung, Gesundheitsvorsorge, Bildung, Sicherheit, soziale Bindungen) ebenso wie die Sicherstellung von Freiheit als Grundlage politischer, wirtschaftlicher und kultureller Selbstbestimmung. Wir brauchen eine Ethik der Nähe gleichermaßen wie eine Ethik der Ferne.

These 3

Der Dialog mit Kunst kann helfen, Nachhaltigkeit als ein offenes Projekt zu begreifen, das die Akzeptanz des Unterschieds voraussetzt. In der Anerkennung divergierender Vorstellungen, Ansätze und Werte leistet er einen Beitrag zu einer pluralen, demokratischen Gesellschaftsordnung.

These 4

Kunst kann Bestehendes verdichten, hinterfragen und „Un-Gedachtes“, „Nicht-Gesehenes“ sowie „Un-Erhörtes“ schaffen. Derart kann Kunst die Gesellschaft mit alternativen Möglichkeiten konfrontieren, individuelles wie kollektives Denken und Handeln (ver)ändern und so zu einem wichtigen Faktor Nachhaltiger Entwicklung werden.

These 5

In der Welt des 21. Jahrhunderts kann weniger denn je von Kultur im Singular, sondern nur mehr von Kulturen im Plural gesprochen werden. Kulturpolitik soll und künstlerisches Schaffen kann das „Fremde“ in den Blick nehmen und damit einen Beitrag leisten, uns selbst im Dialog mit dem Unbekannten besser kennen zu lernen und das jeweils Andere als Teil eines möglichen Gemeinsamen zu erfahren.

These 6

Kunst berührt Vernunft und Sinnlichkeit, das Körperliche und das Geistige. Sie vermag, Engführungen wie platte Effizienz oder pure Rationalität in Richtung Interdisziplinarität und Ganzheitlichkeit zu transzendieren und kann so Modelle für den Umgang mit Problemlagen darstellen.

These 7

Die Neuen Medien haben zu einer noch nie da gewesenen Beschleunigung des Informationszuwachses und zur Verbreitung des Zugangs zu Wissen geführt. Die fast grenzenlose Verfügbarkeit von Informationen aller Provenien-

zen und Qualitäten birgt aber auch die Gefahr der Desorientierung und der Beliebigkeit in sich. Kunst und Kultur können zu einem kreativen und kritischen Umgang mit den Neuen Medien beitragen und damit die Fähigkeit des Auswählens als Schlüsselkompetenz der „Wissensgesellschaft“ fördern.

These 8

Es geht nicht nur um Nachhaltigkeit durch Kultur, sondern auch um Nachhaltigkeit in der Kultur. Kulturveranstaltungen können und sollen ökologisch, wirtschaftlich und sozial nachhaltig ausgerichtet werden. „Greening Events“ kann darüber hinaus technologische Innovationen und strukturelle Impulse auslösen sowie zur Bewusstseinsbildung für Nachhaltigkeit beitragen.

These 9

„Kultur“ ist auch ein Wirtschaftsfaktor, der beträchtliche Umsätze verzeichnet, Einnahmen bringt und Arbeitsplätze schafft. Die Creative Industries und der Kulturtourismus zählen zu den wachsenden Zukunftsbranchen. Dieser Trend lässt hoffen, dass einer Reduktion auf bloße Markt- und Konsumzwänge sowie naivem Fortschrittsglauben zunehmend kritisch begegnet wird. Die Kulturpolitik soll diese Entwicklung zu einer „Kulturgesellschaft“ gegenüber einer bloß konsumierenden „Unterhaltungsgesellschaft“ unterstützen und so dazu beitragen, dass der Eigensinn menschlicher Existenz im Bewusstsein bleibt.

These 10

Kunst und Kultur können das Bewusstsein dafür schärfen, dass die wohlhabenden Schichten in westlichen Gesell-

schaften nicht an Mangel leiden, sondern viele ihrer Irritationen aus dem Überfluss beziehen. Wo man (fast) alles kaufen kann, entsteht Verlangen nach Orientierung. Die Kunst kann „Symbolwelten des Genug“ aufzeigen und zu alternativen Definitionen von Wohlstand und Lebensqualität beitragen, in denen immaterielle Güter wie Achtsamkeit, Schönheit, sinnerfüllende Tätigkeiten, Verfügbarkeit über Zeit, Muße, Fantasie und Kreativität sowie zwischenmenschliche Beziehungen als zentrale Ressourcen gelingenden Lebens an Bedeutung gewinnen.

Salzburg, November 2006

Mitwirkende

Andrew Blackwell ist Mitarbeiter des International Council for Local Environmental Initiatives (ICLEI) in Freiburg; er studierte Umweltökonomie an University of Durham sowie Nachhaltiges Ressourcenmanagement an der TU München.

Franz Fischler war von 1998 - 2004 EU-Kommissar für Landwirtschaft. Er ist seit 2005 Präsident des Ökosozialen Forums Europa, hat Lehraufträge u.a. in München und Innsbruck und berät Regierungen. Zuletzt erschienen: Europa. Der Staat, den keiner will (2006).

Barbara Frischmuth ist Schriftstellerin und Orientkennerin, lebt und arbeitet in Altaussee. Zahlreiche Erzählungen, Hörspiele, Romane, Übersetzungen, Essays; zahlreiche Auszeichnungen, 2005 Ehrenpreis des Österreichischen Buchhandels. Zuletzt erschienen (Auswahl): „Die Schrift des Freundes“ (1998), „Die Entschlüsselung“ (2001), „Der Sommer, in dem Anna verschwunden war“ (2004).

Peter Huemer war langjähriger Mitarbeiter des ORF, arbeitet nun als freier Journalist und Historiker. Er war Moderator der Ö1-Reihe „Im Gespräch“ sowie 11 Jahre redaktioneller Leiter des „Club 2“.

Dieter Kramer ist Kulturwissenschaftler, er war langjähriger Kustos des Museums der Weltkulturen Frankfurt und hält derzeit eine a. o. Professur an der Universität Wien. Publikationen: „Alte Schätze und neue Weltansichten. Museen als Orientierungshilfe in der Globalisierung.“ (2005), „Zeit und Kalendarien. Lineare, zirkulare und andere Zeiten“ (2000).

Antonin J. Liehm, geboren 1924 in Tschechien, gründete 1984 die Zeitschrift „Lettre international“, lehrte Sozialwissenschaften an Universitäten in Paris, New York, Genf und London. Autor zahlreicher Werke, darunter „Gespräche an der Moldau“ (Molden, Wien), „Le Passé présent“ (Lattés/ Paris), "Deutschland im Kulturdialog Europas" (Inter Nationes, Bonn).

Kurt-Jürgen Maaß ist Generalsekretär des Instituts für Auslandsbeziehungen in Stuttgart und Mitherausgeber der Zeitschrift "Kultur-Austausch", die Intellektuellen aus aller Welt ein Meinungsforum bietet. Zuletzt erschienene Schwerpunktheft: „China auf dem Weg nach oben“ (2/2006) und „Fernbeziehungen - Kommen wir zusammen?“ (1/2006)

Friedhelm Mennekes ist Jesuit, seit 1980 Professor für Praktische Theologie und Religionssoziologie an der Phil.-theol. Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt am Main; er hat(te) Honorarprofessuren an der Hochschule für Bildende Künste Braunschweig sowie an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, mehrere Gastprofessuren zur zeitgenössischen Kunst an unterschiedlichen Universitäten.

Adolf Muschg ist Schriftsteller, Essayist und Professor für Deutsche Sprache und Literatur in Zürich, zahlreiche Publikationen und Auszeichnungen; seit 1976 Mitglied der Akademie der Künste in Berlin, 2003 - 2005 deren Präsident. Publikationen (Auswahl): „Was ist europäisch? Reden für einen gastlichen Erdteil“ (2005), „Eikan, du bist spät“ (2005), „Der Schein trügt nicht. Über Goethe“ (2004).

Kurt Palm studierte Germanistik und Publizistik in Salzburg, Autor, Regisseur, Universitätslehrbeauftragter, Filmemacher, Mozartkenner der etwas anderen Art. Zuletzt erschienen: „Der Wolfgang ist fett und wohl-auf. Essen und trinken mit Wolfgang Amadé Mozart“ (2005), „Der Brechreiz eines Hottentotten. Ein James-Joyce-Alphabet von Aal bis Zahl“ (2003).

Günter Rhomberg ist Unternehmer in Vorarlberg und seit 1981 Präsident der Bregenzer Festspiele.

Peter Ruzicka ist Intendant, Komponist und Dirigent. Sein Œuvre umfasst vor allem Orchesterkompositionen, Vokal- und Kammermusik. 1990 übernahm Ruzicka eine Professur für Kulturmanagement an der Hochschule für Musik und Theater Hamburg. Seit 1. Oktober 2001 ist er Künstlersicher Leiter der Salzburger Festspiele.

Wolfgang Sachs ist Umwelt- und Kulturwissenschaftler, Mitarbeiter am Wuppertal-Institut für Klima, Umwelt, Energie; Mitglied des Club of Rome; Mitautor der Studien „Zukunftsfähiges Deutschland“ (1996) und „Fair Future. Begrenzte Ressourcen und globale Gerechtigkeit.“ (2005), Autor von „Nach uns die Zukunft. Der globale Konflikt um Gerechtigkeit und Ökologie.“ (2002).

Olaf Schwencke ist Politik- und Kulturwissenschaftler mit Schwerpunkt Kulturpolitik an der Freien Universität Berlin (Honorarprofessur) sowie Kuratoriumsvorsitzender des Instituts für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft Deutschland. Sein Handbuch „Das Europa der Kulturen - Kulturpolitik in Europa“ ist 2006 in aktualisierter und erweiterter Neuauflage erschienen.

Heinrich Spängler ist Sprecher des Vorstandes Bankhaus Carl Spängler und seit 1999 Präsident des Vereins „Freunde der Salzburger Festspiele“.

Sustainable Mozart-Team

Hans Berginz, Kulturabteilung des Landes Salzburg

Inge Brodil, Geschäftsführerin von Mozart 2006 Salzburg

Hans Holzinger, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen, hauptverantwortlich für die Projektumsetzung.

Werner Riemer, Kulturabteilung der Stadt Salzburg, geschäftsführendes Mitglied des Kuratoriums der Robert-Jungk-Stiftung.

Walter Spielmann, Leiter der Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen.

Gunter Sperka, Amt der Salzburger Landesregierung, Abteilung Umweltschutz, Referatsleiter Chemie und Umwelttechnik, Nachhaltigkeitskoordinator des Landes Salzburg.

Rita Trattnigg, Österreichisches Lebensministerium, Geschäftsfeld Nachhaltige Entwicklung mit den Schwerpunkten EU, Partizipation und Governance.

Dank: Für organisatorische Unterstützung danken wir Andrea Blöchl-Köstner und Gerhard Spitz vom Team Mozart 2006 Salzburg, Barbara Heuberger und dem Team des Marionnettentheaters, der Radiofabrik Salzburg für die Aufzeichnung der Veranstaltungen sowie unserem Kollegen Alfred Auer von der JBZ für die Unterstützung in der Transkription von Veranstaltungen.

Bildnachweise: A. Blackwell (ICLEI), Gabi Burgstaller (Landespressebüro), F. Fischler (Ökosoziales Forum), B. Frischmuth (Jürgen Bauer), P. Huemer (privat), D. Kramer (privat), A. Liehm (privat), F. Mennekes (Benjamin Katz), J. Maaß (ifa), A. Muschg (mayer.adk), K. Palm (Michaela Mandel), G. Rhomberg W. Haslauer (Landespressebüro), (Bregenzener Festspiele), W. Riemer (privat), P. Ruzicka (Salzburger Festspiele), W. Sachs (privat), Heinz Schaden (Info-Z), Julius Schmalz (Wirtschaftskammer Salzburg), H. Spängler (privat), O. Schwencke (kupoge).

Robert-Jungk-Bibliothek für Zukunftsfragen

JBZ

Die 1985 von Zukunftsforscher Robert Jungk (1913 - 1994) gegründete „Bibliothek für Zukunftsfragen“ in Salzburg umfasst

- ♦ **14.000 Bücher** zu 41 Themenbereichen (Stand 2006) sowie ein umfangreiches Zeitschriftenarchiv, darunter die zentralen internationalen Periodika der Zukunftsforschung.
- ♦ Alle Neuzugänge werden von einem kompetenten Team bewertet und in „**pro ZUKUNFT**“, dem vier Mal jährlich erscheinenden „Navigator durch die aktuellen Zukunftspublikationen“ vorgestellt.
- ♦ Ein **Lesecafé** lädt zur Lektüre an Ort und Stelle ein, die Mehrzahl der Bücher kann auch entlehnt werden. Der gesamte Bestand ist über die Homepage abrufbar.
- ♦ Mit **Studien**, Recherchen, Vorträgen und Seminaren trägt das Team der JBZ zum Diskurs über die Zukunft bei. In **Zukunftswerkstätten** werden Veränderungsperspektiven erarbeitet.
- ♦ In Kooperationen mit unterschiedlichen Partnern werden **Zukunftsinhalte** umgesetzt. Ein Beispiel ist „Sustainable Mozart“.

Die Arbeit der JBZ wird finanziert durch öffentliche Mittel, Projekte sowie Beiträge von Mitgliedern des „**Vereins der Freunde und Förderer der Robert-Jungk-Stiftung**.“

Adresse: Robert-Jungk-Platz 1, A-5020 Salzburg
Telefon: +43.662.873206 Fax: DW 14
E-Mail: jungk-bibliothek@salzburg.at
Homepage: www.jungk-bibliothek.at